Zweite Auflage.



Erinnerungen

an eine

fünfjährige Dienstzeit

in der

französischen Fremdenlegion

Algier und Tonkin

1880—1885

von

Hans Lüthi, gew. Corporal.

Bern.

Verlag von Rud. Jenni's Buchhandlung (H. Koehler).

Erinnerungen

an eine

fünfjährige Dienstzeit

in

der französischen Fremdenlegion

mit

besonderer Berücksichtigung der daselbst bestehenden allgemeinen Zustände
(Algier und Tonkin 1880—1885)

von

Hans Lüthi, gew. Corporal.

Bern.
Verlag von Rud. Jenni's Buchhandlung (H. Koehler).


Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN



I. Allgemeines.

Eine der buntesten Zusammenstellungen, die sich unserm Auge bieten können, ist wohl eine Abtheilung noch nicht militärisch eingekleideter Rekruten der französischen Fremdenlegion. Man denke sich einen zusammengewürfelten Transport von etwa 150 Mann, gegenwärtig die gewöhnliche Stärke des wöchentlichen Zuwachses. Junge, kaum der Schule entlaufene Bursche, welche vorgeben, die vorgeschriebenen 18 Jahre zurückgelegt zu haben, bis zum ältern Manne, der nur mit Mühe zahlreiche graue Haare verbergen kann, aber gleichwohl nur fünfunddreißig Winter durchgefroren zu haben behauptet. Hört man ein wenig auf die verschiedenen Sprachen, welche in einem solchem Transport geführt werden, so muß man unwillkürlich an die babylonische Verwirrung denken; mehr Sprachen werden dort wohl kaum gesprochen worden sein. Die Mehrzahl der Angeworbenen besteht aus Elsäßern, richtigen Deutschen und Schweizern. Die erstern wollen sich durchgehends aus Anhänglichkeit für Frankreich gemeldet haben; die zweiten sind meistens Deserteurs, die vom Regen in die Traufe kommen, und den letztern wurde es aus irgend einem Grunde innert der Grenzen ihres unvergleichlichen Vaterlandes zu enge, oder sie stellten sich vor, der Militärdienst in der Fremde sei so angenehm wie in der Schweiz, wo sie nicht genug „militärlen" konnten; diesen folgen der Zahl nach die Belgier, Italiener, Holländer, Engländer, Rumänen, Amerikaner, hin und wieder ein Schwede, Oesterreicher, Russe, Türke; ich kannte sogar einen aus Palästina und zwei südamerikanische Neger; im weitesten Sinne des Ausspruchs: aus aller Herren Ländern. Die Kleidung in einer solchen Abtheilung ist natürlich auch sehr verschieden. Man findet sämmtliche Variationen vom zerlumptesten Vagabunden bis zum Stutzer mit goldener Uhr und Kette, welcher entweder aus vornehmer Familie spedirt worden oder dem vielleicht eine verunglückte Kasse nachseufzt. Ein jedes Gewerbe findet hier seine Ver-

treter, sowohl Handwerker als Künstler, unpatentirte Juristen und Mediziner und ungeistliche Geistliche; solche, die in ihrem Leben noch gar nichts Rechtes getrieben haben und nach ihrer Aussage Alles können, und endlich solche, die zu irgend einem Können oder Wissen zu stupid sind, — alles ist gut für die Legion, alles, was nur halbwegs gehen kann, und wer's nicht kann, der hat fünf lange Jahre zum Lernen vor sich. Dies ist das Holz, aus dem die französische Fremdenlegion geschnitzt ist; wahrlich, ein tolles Korps, wenn man's nicht lieber Bande nennen will.

Bis in's Jahr 1881 (von der alten Legion nicht zu sprechen) wurden nur Elsäßer und Schweizer angeworben. Als aber im Frühjahr 1881 die Insurrektion der Araber in Süd-Algerien ausbrach, brauchte es mehr Material und erst durch den Kriegsausbruch in Tonkin wurde die Anwerbung wieder so allgemein. Bis ins Jahr 1883 noch bestand die Legion nur aus einem Regimente. Der für Frankreich wünschbar große Zuwachs bei Beginn der Expedition nach Tonkin gestattete aber bald die Bildung von zwei Regimentern. Das Haupt-Depot ist in Sidi-Bel-Abbes, Provinz Oran, Algerien. Das Regiment zählt vier Bataillone zu je vier Kompagnien. Jedes Regiment hat seinen Obersten, seine Fahne, seine Regimentsmusik in einer Stärke von 50 bis 60 Mann, sowie seine Magazine und Arbeiterwerkstätten, und die Regimenter sind total von einander unabhängig. Ein jeder Chef leitet sein Regiment ganz nach seinem Belieben ohne auf den andern zu achten, nach ächt französischer Manier; Keiner will wie der Andere; ein Jeder will es besser machen und schließlich machen sie es Beide schlecht, weil sie zu viel Eigendünkel besitzen, um sich gegenseitig zu berathen und zu verständigen.

Die Verpflegung in den Garnisonen und den festen vorgeschobenen Posten ist ziemlich regelmäßig. Hat ein Soldat das Glück, längere Zeit in einer Garnison zu stationiren, so ist er in einer geräumigen Kaserne untergebracht. Die Zimmer sind durchschnittlich zu 20 bis 30 Betten eingerichtet. Die Betten sind verhältnißmäßig gut und wer eine gegen das Ungeziefer gefeite Haut hat, schläft in demselben ausgezeichnet. Die Gebäulichkeiten sind aber so mit Wanzen angefüllt, daß es eine Unmöglichkeit ist, dieselben zu vertreiben und im Sommer die Mehrzahl der Soldaten im Freien schläft. Ein Uebelstand bei den meisten Kasernenan-

lagen (selbst an vielen Orten in Frankreich) liegt darin, daß die Aborte und die Küche sich in einem und demselben Gebäude befinden. Bei der eigenartigen Konstruktion der erstgenannten Nothwendigkeitsorte sind dieselben hauptsächlich im Sommer total mit Fliegen angefüllt. Werden dieselben aufgescheucht, so fliegt der ganze Schwarm davon und zu den der großen Hitze wegen offen stehenden Küchenfenstern hinein, wo sie sich in den in ungedeckte Gamellen vertheilten Speisen verkriechen und dann keine Zeit mehr zum Herausschlüpfen haben, wenn die siedende Fleischbrühe sie überrascht. Auf diese Weise fehlt es gewöhnlich der Suppe nicht an Geflügel.

Als Tageskost soll den Truppen reglementarisch verabfolgt werden: 300 Gramm Fleisch, 750 Gramm Brod, 16 Gramm Kaffee und 21 Gramm Zucker. Ueberdies 18 Centimes Ordinäre-Einschuß zur Beschaffung von Kartoffeln, Gemüse, Reis, Macaroni und übrigen Suppenzuthaten. Was von diesem Ordinäre-Einschuß nicht in die Küche verwendet wird, soll sonst zum Unterhalt des Soldaten verwendet werden, wie hie und da 1/4 Liter Wein oder Extrabeilagen bei Festlichkeiten u. dgl. Erhielte der Soldat alles, was ihm nach Reglement zusteht, so würde er in Beziehung auf Nahrung nicht zu klagen haben. Es geht aber Alles durch so viele ungenügend beaufsichtigte Hände, daß schließlich den Truppen nur ein Bruchtheil zukömmt. Gewöhnlich steht der Lieferant mit denjenigen Personen, mit welchen er zu verkehren hat, in vertrautem Verhältniß und liefert weniger, als aufgeschrieben wird. Die Differenz wird unter ihnen vertheilt. Kaffee und Zucker gehen noch, bevor sie in die Küche gelangen, durch mehrere Hände und müssen mittlerweile zu verschiedenen Gläschen Hand bieten. Kommen dann endlich die so geschwächten Lebensmittel in die Küche, so wird daselbst der Handel auch noch ziemlich lebhaft mit dem Cantinier und sogar mit andern Bürgern betrieben; die Köche haben natürlich immer Durst und was dem gewöhnlichen Soldaten abgeht, darum bekümmern sie sich nicht. In der Regel sind die Köche Soldaten, die schon eine oder mehrere fünfjährige Dienstperioden durchgemacht haben. Um sich die Arbeit zu erleichtern, ziehen sie gerne ganz junge Soldaten, die auch nicht ein Gran von Lebenserfahrung besitzen, zur Aushülfe bei, nähren sie gut auf Kosten der Uebrigen, verleiten sie zu den nied-

rigsten Lastern und wenn sie schließlich ihrer satt sind, jagen sie sie mit einigen Ohrfeigen wieder in die Kompagnie zurück, wo sie dann gewöhnlich während dem Rest ihrer Dienstzeit mit Verachtung behandelt werden. Diese Zustände sind allgemein bekannt, sind aber leider so fest eingewurzelt, daß sich Niemand mit ihrer Abschaffung befaßt.

Mit den Soldverhältnissen sieht es nicht glänzend aus und man braucht schon ziemlich Kunst dazu, um aus den Einnahmen die nothwendigen Ausgaben bestreiten zu können. Der Tagessold des gemeinen Soldaten beträgt 7 Rappen und wird alle fünf Tage ausbezahlt, macht Summa summarum 35 Rappen. Aus diesem Betrag muß allererstens die nothwendige Seife zur Wäsche, Wichse, Faden, Nadeln und der unerläßliche Tabak angeschafft werden. Ohne Tabak ist der Soldat nur ein halber Mensch. Was über diese Ausgaben übrig bleibt, wird vertrunken. Lächerlich! werden Viele denken; aber es ist doch so. Einer allein würde wohl nie dazu kommen, ein Glas Wein oder einen Schnaps aus dem Solde erübrigen zu können; aus diesem Grunde machen gewöhnlich zwei oder drei gemeinsamen Sold und halten das Putzmaterial gemeinschaftlich; an einem Sonntage schaffen sie Dieses an, am nächsten etwas Anderes und so bleiben schließlich immer einige Rappen, die dann zu billigem Getränk verwendet werden. Da lernt man besser rechnen als manche Hausfrau und kommt gleichwohl immer zu kurz.

Die Bekleidung ist bis auf die Abzeichen dieselbe wie bei den französischen Linientruppen: blauer Kaput, rothe Hosen, Waffenrock, Weste und Mütze. Dieselben haben ihre feste Dienstdauer und werden nach Ablauf derselben ersetzt. Zur Beschaffung der Drillchkleider als Arbeitsanzug, sowie der Wäsche, Fußbekleidung und Putzgegenstände bezahlt der Staat per Tag 17 Rappen. Auf Rechnung dieses Einschusses werden dem Soldaten allmonatlich die betreffenden nothwendigen Gegenstände zu einem bestimmten Preise verabfolgt und der Betrag in das Dienstbüchlein eingetragen. Am Ende eines Quartals wird die Summe des täglichen Einschusses der 17 Rappen als Guthaben eingeschrieben. Hat nun ein Soldat während eines Quartals nicht für den vollen Betrag dieses Einschusses Ausrüstungsgegenstände bezogen, so wird ihm der Rest baar ausbezahlt. Bevor aber Auszahlungen er-

folgen muß eine Ersparniß von 35 Franken angelegt sein; nur was über diesen Betrag hinausgeht, wird ausbezahlt. Es ist dies die sogenannte Masse. Ein ordentlicher Soldat, der sich viel mit Flicken abgibt und reinlich ist, kann auf diese Weise in Friedenszeiten oft 10 bis 12 Franken in einem Quartal beziehen. Die Mehrzahl kommt aber gar nie dazu; im Gegentheil sie werden noch in die Masse schuldig.

Die Bewaffnung ist ebenfalls die gleiche wie bisher bei den Linientruppen, System Gras von 1874, mit Säbelbajonnet.

Mit der Sanität steht es im Allgemeinen nicht schlecht. Jeden Morgen, unmittelbar nach der Tagwache, werden durch den diensthabenden Unteroffizier die Namen der sich krank Meldenden in den Zimmern aufgeschrieben. Im Vormittag findet die ärztliche Untersuchung statt. Wer vom Arzt als krank erkannt wird, ist für 24 Stunden dienstfrei und erhält nöthigenfalls Medizin, diejenigen, welche nicht als krank befunden werden, kriegen acht Tage Arrest. Die Untersuchung wird aber so oberflächlich geführt, daß sehr oft die wirklich Kranken in den Arrest spazieren, während diejenigen, die sich nur aus Trägheit krank meldeten, dem Arzte eine Nase drehen. Erfordert ein Patient sorgsame Pflege, so wird er in das Spital aufgenommen. Hier ist die Behandlung fast durchgehends gut und doch ist ein Jeder froh, wenn er wieder austreten kann. Wer eine strenge Krankheit durchgemacht hat und noch der Erholung bedarf, wird für drei Monate in ein Depot für Genesende verbracht; er hat da wieder militärische Beköstigung, aber nichts zu thun. Dies wird aber Vielen so langweilig, daß sie vor Ablauf der drei Monate wieder in ihr Korps zurückzukehren verlangen. Findet der zuständige Arzt, daß der Betreffende wieder diensttauglich ist, so wird seinem Verlangen entsprochen.

Allmonatlich findet eine ärztliche Untersuchung über allfällig vorhandene Geschlechts- und Hautkrankheiten statt, welche letztere aber bei der allgemein herrschenden größten Reinlichkeit selten vorkommen.

Der Tagesdienst ist nicht gerade streng; die Art und Weise aber, wie er in den Garnisonen betrieben wird, macht einem denselben oft förmlich zum Ekel. Im Sommer ist die Tagwache um 4½ Uhr. Vor der Tagwache schon wird der Kaffee in die

Zimmer gebracht und vom Koch von Bett zu Bett ausgeschenkt, $1/4$ Liter per Mann; wer nicht aufstehen will, um sich ein Stück Brod herunter zu schneiden, kann gemüthlich den Kaffee im Bett trinken. Eine Viertelstunde nach der Tagwache ist bewaffneter Appell und hernach Exerzieren bis um $7^1/_2$ Uhr. Nach 8 Uhr ist freier Ausgang; um $9^1/_2$ Suppe mit Spatz. Von 10 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags ist Siesta und jede Beunruhigung der Soldaten untersagt. Dieselben sollen entweder schlafen oder sich sonst vollständig ruhig verhalten. Um 2 Uhr ist Appell und hernach Turnen, Fechten, Theorie oder Arbeiten in den Regimentsgärten der Administration oder auf sonstigen militärischen Arbeitsplätzen, sowie das Fassen der Lebensmittel und eine ganze Menge anderer Beschäftigungen, von denen man sich bei uns keine Idee macht. Nach 4 Uhr ist wieder freier Ausgang, um 5 Uhr Abendsuppe mit Spatz und hernach frei bis $8^1/_2$ Uhr. Der Tagesrapport wird jeden Vormittag verlesen. Im Winter ist die Tagwache um 6 Uhr und an Stelle der Siesta Theorie; das Exerzieren findet Nachmittags statt. Der Samstag wird ausschließlich zu Reinlichkeitsarbeiten verwendet. Am Sonntag ist Inspektion. Alle diese Arbeiten während den festen Dienststunden wären nun gar nicht zu viel. Das Unangenehme ist aber, daß man innerhalb der Kaserne zu jeder Tageszeit gewärtig sein muß, jeden Augenblick vom diensthabenden Unteroffizier zu irgend einer Arbeit kommandirt zu werden, und gewöhnlich wenn man am Flicken, Waschen oder Spielen ist, heißt's: „Sofort in Arbeitsanzug gesteckt und fort." Wer reklamirt oder eine mißbilligende Antwort gibt, kommt ins Loch und dies mit einer den Franzosen eigenen Raschheit.

Die Strafen bestehen in Zimmerhaft, Polizeizimmer, gewöhnlichem Arrest und Einzelnarrest. Mit Zimmerhaft und Polizeizimmer Bestrafte machen den Dienst mit der übrigen Mannschaft, werden aber während der freien Zeit in eigens hiezu bestimmten Räumlichkeiten untergebracht. Die mit gewöhnlichem Arrest Bestraften sind während der Dauer ihrer Strafzeit in Gefangenschaften abgesperrt und machen täglich sechs Stunden Strafexerziren mit vollständig gepacktem Tornister. Wer Einzelnarrest hat, verläßt seine Zelle nicht bis nach beendigter Strafzeit. Das Strafmaß ist gewöhnlich ein hohes, da jeder zum Ausspruch einer

Strafe Befugte an das Diktiren des ihm zustehenden Maximums gewöhnt ist. Die höchste Strafe im Korps ist sechzig Tage gewöhnlicher Arrest. In schweren Fällen kann derselbe zur Hälfte in Einzelnarrest verschärft werden. Gibt ein Soldat zu verhältnißmäßig vielen Strafen Anlaß, so wird er in die Disziplinarkompagnie eingereiht. Dieselbe stationirt in ganz abgelegenen Gegenden und beschäftigt sich hauptsächlich mit öffentlichen Arbeiten, wie Unterhalt von Wegen u. dgl. Sechs Monate ohne Strafe berechtigen ihn zum Wiedereintritt in seine frühere Kompagnie. Diese Strafen zählen alle zur Dienstdauer. Verbrechen wie Diebstahl, Desertion, Insubordination, Verkauf von Militäreffekten &c. werden durch das Kriegsgericht beurtheilt und mit Gefangenschaft von mindestens sechs Monaten bis zu lebenslänglicher öffentlicher strenger Arbeit (Travaux forcés) oder mit dem Tode bestraft. Die durch das Kriegsgericht ausgesprochenen Strafen zählen nicht zur Dienstzeit und werden von den Soldaten als „Rabio" (Zugewicht) bezeichnet. Nach Abbüßung derselben treten die Betreffenden in die Disziplinarkompagnie. Eine unreglementarische, des Menschen unwürdige Strafart ist in den letzten Jahren aufgetaucht. Sie entstund zur Zeit der Insurrektion in Süd-Algerien und hatte dannzumal etwelche Berechtigung, obschon sie vom moralischen Standpunkte aus nie entschuldigt werden kann. Es ist dies die sogenannte Crapodine; sie besteht in Knebelung mit Stricken an Händen und Füßen und gewöhnlich so, daß die rückwärts geschnallten Hände sich mit den Füßen berühren. Diese Strafe wurde damals nur für Fälle angewendet, welche durch das Kriegsgericht hätten beurtheilt werden sollen. Der Transport von Untersuchungsgefangenen durch die von den Insurgenten durchstreiften Gegenden war momentan eine Unmöglichkeit, und Räume zur sichern Unterbringung von Verbrechern gab es nicht. Der Wachtdienst war ohnedem immer so aufreibend, daß der Wachmannschaft die sichere Bewachung von auswanderungslustigen Gefangenen nicht mehr zugemuthet werden konnte. So wie die Verhältnisse damals lagen, kann man also die Einführung dieser Strafart begreifen; sie war fast eine Nothwendigkeit, hätte aber durch das Wegfallen der Entstehungsgründe ebenfalls wegfallen sollen. Statt dessen trat das Gegentheil ein und es kam schließlich so weit, daß jeder eingebildete Unteroffizier, welcher mit der Auf-

sicht über sämmtliche Gestrafte beordert war, dieselben selbst in Garnisonen aus den kleinlichsten Ursachen auf die abscheulichste Weise binden ließ oder selbst band, um sich in barbarischer Weise an den unendlichen Qualen seines ohnmächtigen Opfers zu weiden. Es kamen einige Fälle vor, in welchen so Gemarterte in das Spital oder die Ambulance transportirt werden mußten, um daselbst durch den Tod von ihren Leiden befreit zu werden.

Während der Insurrektion machte sich auch eine Art Lynchjustiz geltend. Da die mit Arrest Bestraften vom Dienste ausgeschlossen sind und sogar von den Truppen bedient werden müssen, lag es natürlich im Interesse der Mannschaft, bei dem sehr anstrengenden Dienste so wenig Gestrafte als möglich zu haben. Anstatt nun eine Freiheitsstrafe auszusprechen, überwies der Bataillonskommandant den Strafbaren einfach der Mannschaft zur Bestrafung, von welcher er je nach dem Straffalle entweder von der ganzen Kompagnie oder nur von einer Sektion mit Lederriemen, Zeltstöcken oder Stricken auf den nackten Leib durchgepeitscht wurde. Hiedurch war der Arrest abgesessen und ein so Gemaßregelter widerstand gewöhnlich für die nächste Zeit der Versuchung. Sobald jedoch die Strenge des Dienstes durch Erlöschen der Insurrektion gemildert wurde, fiel diese Strafart von selbst hinweg.

Die den Soldaten verbleibende freie Zeit wird von denselben auf das Verschiedenartigste benutzt, aber jede Beschäftigung hat den nämlichen Zweck: Gelderwerb. Für Geld thut der gewöhnliche Legionär Alles; für Geld ist ihm keine Arbeit zu gering, aber auch selten eine zu schlecht. Es ist zwar untersagt, bei den Bürgern zu arbeiten; der Legionär geht aber von dem Grundsatze aus, daß Alles so lange erlaubt ist, bis man sich erwischen läßt. Das Geld hat natürlich kein Bleiben und was die Woche hindurch verdient wird, muß am Sonntag wieder fort und wird in Absynth, schlechten Schnaps oder Wein umgesetzt.

Nach den angegebenen Umständen ist nicht nöthig, erst noch zu versichern, daß die Legion in moralischer Beziehung sehr tief steht. Wer sich nicht so viel wie möglich von dem allgemeinen Treiben zurückzieht oder ausschließt, geht unbedingt verloren. Es ist dieses Zurückziehen aber keine leichte Sache, da der Betreffende während längerer Zeit den Neckereien der Kameraden ausgesetzt

bleibt, bis sie sich an ihn gewöhnt haben und schließlich auch seine guten Eigenschaften bis zu einem gewissen Grade achten lernen.

Aus den angeführten Gründen ist es kein Wunder, vielmehr traurige Thatsache, daß die Mehrzahl nach beendigter fünfjähriger Dienstzeit in der französischen Fremdenlegion ins bürgerliche Leben nicht mehr ganz taugt. Die zu lange Gewohnheit an leichtfertige Lebensweise, ohne eine richtige, anstrengende Arbeit verleiten bei der mit der Zeit schwach gewordenen Unterscheidungskraft zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem gar Manchen nur zu bald, den vielleicht mit guten Vorsätzen von ihm verlassenen Weg wieder zu betreten, zumal er sich oft aus Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen dazu gezwungen wähnt. Ein Jeder verläßt zwar die Legion mit dem Gedanken, ein ehrliches Leben führen zu wollen. Wird er aber ohne einen Rappen in der Tasche, in schlechter Kleidung und mit geschwächter Gesundheit über die Grenze spedirt und findet er weder Arbeit noch einstweilige Unterkunft bei Verwandten oder Freunden, so ist der Weg zum Verderben nicht mehr weit. Es ist zwar richtig: ein fünfjähriger Aufenthalt in der französischen Fremdenlegion ist keine Ehrenmeldung, aber schließlich auch keine Schlechtigkeit, und die Meisten wären mit dem Allernothwendigsten zufrieden. Fehlen ihnen aber auch alle Existenzmittel, so denken sie gar leicht wieder an das nur zu oft gehörte und angewendete „Hilf dir selbst"; ob auf erlaubte oder unerlaubte Weise fällt bei ihnen dann nicht mehr ins Gewicht.

Leider sind die Zustände der französischen Fremdenlegion zu wenig bekannt; es würden sich sonst viele junge Leute hüten, sich in dieselbe anwerben zu lassen, um einem momentanen Mangel zu entgehen oder ihren Drang nach Abenteuern zu stillen. Der Einsatz ist zu groß.

* * *

Unsere vorstehende Schilderung betrifft die Zustände bei Friedenszeiten in den Garnisonen. Der Dienst im Felde ist ungemein ungeordneter und unangenehmer. Es mag dies einigermaßen aus den nun nachfolgenden Erinnerungen an eine fünfjährige Dienstzeit in Algier und Tonkin ersehen werden.

II. Fünf Jahre in der französischen Fremdenlegion.

Das Bier- und Faßleben eines schweizerischen Kleinstädtchens hatte mir die Lust zur Arbeit genommen. Das Leben war mir so ziemlich gleichgültig geworden und so ließ ich mich am 13. April 1880 aus freiem Antriebe zu einer fünfjährigen Dienstperiode in der französischen Fremdenlegion anwerben. Ich begab mich zu diesem Zweck nach Lyon, da ich noch vor meiner Abreise aus Europa diese Stadt zu besichtigen wünschte. Ich hatte mich daselbst sechs Tage aufgehalten und die verschiedenen Quartiere durchstreift, bevor ich den gefaßten Entschluß zur Ausführung brachte. Das Rekrutirungsbüreau wurde mir durch einen Obersten verzeigt, den ich auf einem Morgenspaziergang danach befragte. Nach meiner Anwerbung blieb ich noch acht Tage in Lyon. Ich wurde daselbst in einer Kaserne am rechten Ufer der Saône untergebracht. Da ich noch nicht militärisch eingekleidet war, glaubte ich mich um militärische Vorschriften wenig kümmern zu müssen und fand mich nur zur Zeit der Suppe und bei dem Abendappell in der Kaserne ein; die übrige Zeit verbrachte ich nach freiem Ermessen. Handgeld bezahlen die Franzosen keines, und so finden sie es auch nicht für nothwendig, die frisch Angeworbenen zu überwachen. Am 20. April waren meine Schriften in Ordnung und am Abend des gleichen Tages begleitete mich ein Korporal eines französischen Linienregiments nach dem Bahnhofe. Von seinen Glückwünschen begleitet, dampfte ich Marseille zu, wo ich Morgens 4 Uhr anlangte. Ich wies meine Reisekarte einem auf dem Bahnhofe Dienst habenden Planton vor, welcher mich in eine in der Mitte der Stadt gelegene Kaserne führte. Ich fand daselbst noch fünf andere neu Angeworbene, drei Elsäßer und zwei in Paris geborne und daselbst aufgewachsene Ausländer. Es war dies zu einer Zeit, während welcher nur Elsäßer und Schweizer angeworben wurden, sowie die in Frankreich geborenen Ausländer, welche sich nach dreijähriger Dienstzeit naturalisiren lassen wollten. Wir blieben den ganzen Tag ungestört, nur durften wir die Kaserne nicht verlassen. Der Tagessold und die Entschädigung für die Beköstigung waren uns bereits ausbezahlt und so langweilten wir uns bis zum Ueberdruß in den andern Tag hinein, an welchem

man uns auf das Fort St. Jean führte, von wo aus wir noch gleichen Tages eingeschifft wurden, um nach Oran, der Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, in Algerien, transportirt zu werden. Die Gesellschaft war eine ziemlich belebte. Außer unserem nun auf elf Mann angewachsenen Transport frisch Angeworbener befanden sich mehrere Soldaten und Unteroffiziere der Kolonialtruppen an Bord und bald war die allgemeine Belustigung im Gang. Es dauerte dies aber nicht sehr lange. Der Golf von Lyon ist ein sehr unruhiger Geselle; bald machte sich bei Vielen die Seekrankheit geltend und es wurde nach und nach still. Der Abend brach ein und mit ihm begann das Meer ziemlich hoch zu gehen. Ich hatte mich entschlossen, die Nacht auf dem Verdeck zuzubringen, da ich nicht seekrank war und mich nicht in die von den Kranken verunreinigte Kajüte begeben mochte. Ich band mich mit einer Decke auf der Bank längs des Maschinenraumes fest und schlief bald ein. Der Schlaf sollte aber nicht von langer Dauer sein. Kaum hatten mich meine Träume in die liebe Heimat zurückgetragen, als eine unvorsichtige Woge sich am Kiel brach und mich total durchnäßte. Ich suchte mir eine geschütztere Lage, wickelte mich besser in meine nasse Decke ein und erwartete den Morgen. Er brach auch prächtig heran und das Meer war wieder ruhig geworden. Die Meisten hatten sich von ihrer Uebelkeit wieder ein wenig erholt und der lustige Zeitvertreib ging wieder los, bis wir gegen Abend in Carthagena, an der spanischen Küste, anhielten. Hier stiegen mehrere spanische Familien ein, welche nach Algerien übersiedeln wollten. Das Verdeck war gänzlich angefüllt und als dann hauptsächlich die Frauen der Seekrankheit verfielen, war es fast unmöglich, irgendwo ein sauberes Plätzchen zu finden. Ich konnte mich noch rechtzeitig einer leeren Kiste versichern, in welcher ich die Nacht verhältnißmäßig ruhig verbrachte. Gegen Mittag des 24. April liefen wir in den gut unterhaltenen Hafen von Oran ein, wo ich mich nicht wenig an den Negern ergötzte, die auf ihren Kähnen ans Schiff herankamen und wie die Ratten an den hinabgelassenen Tauen auf das Verdeck kletterten.

Oran ist, wie bereits gesagt, die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens. Algerien besteht bekanntlich aus drei Provinzen. Die zwei andern sind Algier mit der Hauptstadt Algier,

und Constantine, mit der Hauptstadt gleichen Namens. Die beiden letztern Provinzen sind sehr fruchtbar, da sie nicht so wasserarm sind wie die Provinz Oran. Die Stadt Oran selbst ist auf sehr hügeligem Terrain erbaut. Schluchten und Felsvorsprünge in der Stadt selbst sind nichts Seltenes. Vom Hafen bis oben in die Stadt, wo der Bahnhof liegt, braucht man eine gute Stunde durch ziemlich breite, reinlich gehaltene Straßen. Die Häuser sind zum größten Theil nicht sehr hoch, aber von solider Konstruktion, mit Ausnahme des Araberviertels, welches aus kleinen, unsaubern Häusern besteht. Im Rücken der Stadt erhebt sich ein Gebirgszug, welcher mit einigen gut unterhaltenen Festungen garnirt ist. Die Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Spaniern, Franzosen und Arabern.

Als wir ausgeschifft waren, wurden wir von einem Unteroffizier des in Oran errichteten kleinen Depots der Fremdenlegion in Empfang genommen und auf das hoch über der Stadt auf einem Bergvorsprung gelegene Fort St. Gregoir geführt. Wir waren bald von mehreren jungen Zuaven umringt, die uns in der zudringlichsten Art um ein Glas Wein oder Absynth anbettelten; da aber der Korpsgeist schon in uns erwacht war, machten sie keine guten Geschäfte und zogen endlich wieder ab, nicht wenig schimpfend, daß sie den steilen Weg aufs Fort umsonst hinaufgeklettert waren. Glücklicher waren die paar alten Soldaten der Legion, welche auf dem Fort St. Gregoir stationirt waren. Diese sind so ziemlich auf den Empfang von Rekruten dressirt und lassen sich für ihre angeblich „guten und wohlmeinenden Räthe" gerne einen Liter bezahlen. Auch wissen sie von den unerfahrnen frisch Angeworbenen immer ein Stück Geld herauszulocken. Sie sind aber auch selten bei klarem Verstande.

Wir erhielten noch am gleichen Abend das Zelttuch und eine Wolldecke und legten dies auf der Pritsche in dem uns angewiesenen Raume (eine Art Keller) als Unterlage zurecht. Ich war ziemlich müde und hätte gern geschlafen, meine Kameraden stellten aber einen so lärmenden Vertilgungskampf gegen das zahlreich vorhandene Ungeziefer an, daß ich wirklich froh war, als der Morgen heranbrach. Den Vormittag verbrachten wir mit Reinlichkeits- und anderen Arbeiten, zu welchen wir beordert wurden. Im Laufe des Nachmittags begleitete uns ein Unter-

offizier nach dem Bahnhofe und um 4½ Uhr dampften wir ab, um Abends um 9 Uhr in Sidi-Bel-Abbes, dem Hauptdepot der Legion, anzulangen. Wir wurden am Bahnhof von einem Planton in Empfang genommen und zu meinem nicht geringen Erstaunen durch breite, gasbeleuchtete Alleen geführt. Nach etwa viertelstündigem Marsche öffnete sich vor uns ein großes Eisengitter und wir waren in dem mit hohen Mauern umgebenen Quartier der Fremdenlegion angelangt. Wir erhielten noch den gleichen Abend unsere Regimentsnummern und wurden in die Korporalschaften eingetheilt. Unsere Betten waren bereit gehalten; wir brauchten nur hineinzuschlüpfen und als ich, von der zurückgelegten Reise todtmüde, glaubte, kaum eingeschlafen zu sein, wurde ich schon durch den Ruf „au café“ erweckt. Ich wußte noch nicht, was dies für eine Bedeutung hatte, und wollte mich, verdrießlich über die Störung, auf die andere Seite drehen, als mir mein Seitenkamerad erklärte, der Kaffee werde jeden Morgen vor der Tagwache auf das Zimmer gebracht. Er lieh mir auch einen Quart (blechernes Trinkgefäß von ¼ Liter). Als der Koch mit dem Kaffeekübel vorbeikam, machte ich es wie die Andern, tunkte meinen Quart hinein und holte meine Ration heraus. Das Getränk war warm, aber den Kaffeegeschmack konnte ich nicht herausfinden; es war auch schwer zu unterscheiden, ob es süß oder bitter war. Kurz darauf wirbelte die Tagwache. Das im Depot garnisonirende Bataillon trat zum Exerziren an, während wir frisch Angeworbenen zum Brunnen geführt wurden, um uns zu reinigen. Um 8 Uhr fand die Untersuchung durch den Bataillonsarzt statt; hernach wurden wir eingekleidet und bewaffnet. Es war dies an einem Dienstag; den Rest der Woche mußten wir zum Zeichnen der Kleidungsstücke mit rothem Faden verwenden. Wer Geld hat, läßt sie durch die ältern Soldaten zeichnen, wer keins hat, zeichnet sie selbst. Es bildet dies einen ziemlich wichtigen Erwerbszweig für die ältern Soldaten. Sie eignen sich auch die Zivilkleider der Rekruten an und verkaufen sie, ohne daß der Rekrut vom Erlös gewöhnlich etwas zu sehen bekommt. Dies geht Alles so fein, daß ein ahnungsloser Rekrut nur gar nicht merkt, wie er betrogen wird, sondern im Gegentheil glaubt, es geschehe dies Alles ihm zu Liebe und nicht des Gewinnes wegen. Sobald er ausgehäutet ist, bekümmert sich Niemand mehr

um ihn. Es heißt darum von Anfang an schauen, wem man sein Vertrauen schenkt. Ich traf zufälligerweise am ersten Tag zwei Kameraden an, die ich von früher her kannte und die mich auf dieses Treiben aufmerksam machten; sonst wäre ich vielleicht auch übertölpelt worden, obschon ich mich immer sehr zurückhaltend benahm. Am Samstag wurden wir vom Regimentskommandanten besichtigt und am Sonntag war der erste Tag zum Ausgehen. Ich begab mich mit den zwei aufgefundenen Kameraden in die Stadt. Da wir einiges Geld beisammen hatten, wurden wir räthig, den Feigenschnaps, bekannt unter dem Namen „Bapeli", zu versuchen. Dies Getränk wird hauptsächlich von den Juden ausgeschenkt und wird stehend am Buffet getrunken. Der Viertelliter kostet 20 Cts. und ist bei den Soldaten seiner Billigkeit und des großen Alkoholgehaltes wegen ziemlich beliebt; er ist aber so stark, daß ihm spaßweise nachgeredet wird, er verbrenne die Schuhsohlen, wenn man einen Tropfen darauf schütte. Ich machte es nun auch wie die Andern, indem ich das Glas in einem Zuge leerte, was zur Folge hatte, daß mir das Augenwasser stromweise über die Backen hinablief. Nachdem mich meine Kameraden tüchtig ausgelacht, nahmen wir eine zweite Auflage und ich hatte mich auch bald daran gewöhnt. Am Montag begann das Exerziren. Im Anfang hatte ich Freude daran und verlegte ordentlich Eifer darauf. Da ich aber bald einsah, wie Alles oberflächlich getrieben wurde, that ich auch nicht mehr als absolut nothwendig war. Die erste Woche hatten wir Militärturnen, ein wenig Theorie und einige Gewehrgriffe. Fast jeden Tag wurden wir durch einen andern Instruirenden, gewöhnlich angehende Korporale, die sich an uns ihre Befähigung zum Korporal erwerben sollten, gedrillt. So oft diese Instruktoren wechselten, so oft wechselte auch das Kommando, sowie die Erklärungen und die verschiedenen Zeiten, in welchen jede einzelne Uebung ausgeführt werden sollte. Je nachdem der Betreffende mit den Reglementen Bekanntschaft gemacht hatte oder nicht, war natürlich auch die Instruktion besser oder schlechter. Die Aufsicht der Offiziere über diese Exerzitien läßt viel zu wünschen übrig. Die Theorie erstreckte sich hauptsächlich auf die Gradabzeichen, die Preise der Lebensmittel und derjenigen Kleidungsstücke, welche dem Soldaten auf Rechnung des für ihn vom Staate geleisteten täglichen Einschusses von

17 Cts. verabfolgt werden. Es geschieht dies, damit er sich gegen allfällig vorkommende Schädigung durch unrichtige Eintragungen seitens seiner Vorgesetzten schützen könne. Auf die so wichtigen Anleitungen über Gewehrreinigen, Gewehrkenntniß und Schießtheorie wurde sehr wenig Gewicht gelegt. Ich kannte Soldaten, und zwar viele, die in die Bataillone eingetheilt wurden und ins Feld marschirten, ohne nur eine von diesen Theorien erhalten zu haben. Das Reinigen des Gewehres wurde ihnen von einem Kameraden gezeigt; um das Andere bekümmerte sich Niemand. Man geht allgemein von der Ansicht aus, es sei nicht nothwendig, Alles auf einmal zu erlernen, da man fünf lange Jahre Zeit dazu habe, und in dieser Ansicht werden die Soldaten oft von den untern Instruktoren bestärkt. Hat nun ein Rekrut einige Monate Dienst, so wähnt er sich schon als „alter Soldat" und schaut mitleidig auf die „jungen" herab; er bildet sich ein, in dieser Zeit genug gelernt zu haben, und bleibt gewöhnlich bis ans Ende seiner fünfjährigen Dienstzeit ein schlechter, unausgebildeter Soldat, der nicht einmal das Visir richtig zu handhaben versteht. Es ist dies Thatsache und gar keine Seltenheit.

Beim Wachtdienst gelten als die wichtigsten Punkte die richtige Art von Ehrenbezeugungen gegenüber den verschiedenen Graden, welchen man eine Ehrenbezeugung schuldig ist, und andere ähnliche Dinge, welche beim Felddienst gründlich über Bord geworfen werden. Die richtige Instruktion über den eigentlichen Feldwachtdienst wird nur als Nebensache betrachtet, weßhalb im Ernstfalle der Wachtdienst von den Soldaten oft rein instinktmäßig und nicht nach allgemeinen Grundsätzen betrieben wird.

Die nach Verlauf der ersten acht Tage folgenden vier Wochen gingen so ziemlich gleichmäßig vorbei. Wir kamen bis zur Kompagnieschule, betrieben ein wenig Tirailleurdienst und einige Schießübungen. In der Zwischenzeit machte ich Studien, wie der tägliche Sold von 7 Rappen so zu vertheilen sei, um am Soldtage nach Anschaffung des Allernothwendigsten noch 10 Cts. für ein Glas Wein oder sonst so etwas zu erübrigen. Ich schloß Kameradschaft mit einem Soldaten erster Klasse uud wir verlegten uns zusammen auf den Brodhandel. Sobald das Brod unter die Soldaten vertheilt war, kauften wir einige Laibe zu 20 oder zu 25 Cts. von solchen, die sich aus pekuniären Gründen das Brod

am Mund absparten, zusammen, schmuggelten es am Abend über die Umfriedungsmauer und verkauften es an die ärmern Zivilisten in der Stadt. Auf jeden Laib machten wir 10 bis 15 Cts. Profit. Auf diese Weise hatten wir fast jeden Sonntag ein paar Batzen erübrigt. Wir mußten hiebei aber mit der größten Umsicht vorgehen, da der Brodverkauf mit 8 Tagen Arrest belegt war; es lief für uns indessen immer glatt ab. Bald jedoch sollte ich in Erfahrung bringen, daß in der Legion nichts seine Beständigkeit hat. Kaum hatte ich mich ein wenig in die Kompagnie eingelebt und für unsern Brodabsatz sichere Kundschaft erworben, so wurde ich mit 23 andern Rekruten nach Mascara versetzt, um das dort garnisonirende Halbbataillon des dritten Bataillons zu verstärken. Mich berührte der Marschbefehl nicht unangenehm, da ich gerne eine andere Gegend und andere Leute sah, zudem Mascara der billigen und guten Getränke und sonstiger Lebensmittel wegen als beste Garnison gerühmt wurde. Auch war man dort schon weiter vom direkten Oberkommando entfernt. Unsere Reisegesellschaft bestand aus einem Korporal als Detaschementschef, zwei kassirten Soldaten 1. Klasse, welche in das in Saïda garnisonirende II. Bataillon versetzt wurden, einem mir aus der Schweiz her bekannten ältern Soldaten, welcher nach überstandener Krankheit zu seinem Bataillon zurückkehrte, drei Soldaten, welche wegen schlechter Aufführung in die Disziplinarkompagnie nach Sfisifa bestimmt waren, und 24 Rekruten. Da unser Tornister für den ersten Marsch nur mit den ordonnanzmäßigen Gegenständen bepackt werden sollte, wurde uns zum Transport der Lebensmittel, Küchengeräthschaften 2c. ein Trainsoldat mit zwei Maulthieren mitgegeben. Am 10. Juni, nach der Tagwache marschirten wir wohlgemuth aus Sidi-Bel-Abbes ab. Die erste Tagereise war nur 16 km und wurde ohne große Ermüdung zurückgelegt. Wir schlugen unsere Zelte in der Nähe der am Wege errichteten Zisterne auf, sammelten das nothwendige Holz zum Abkochen und streckten uns hernach auf dem Boden aus, die Besorgung der Küche einem der zur Disziplinarkompagnie bestimmten ältern Soldaten überlassend. Kaum hatte ich begonnen, einige Betrachtungen anzustellen, als drei Arabermädchen mit mehreren Eseln anlangten, um an der Zisterne Wasser zu holen. Wir waren sofort bereit, ihnen ihre zu diesem Zwecke mitge-

brachten Ziegenfelle füllen zu helfen. Die Unterhaltung wollte aber nicht in Gang kommen, da die Araberinnen nur arabisch und wir nur französisch oder deutsch sprechen konnten. Unsere Begleitung lehnten sie mit einem „ma gache“ und einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung ab. Inzwischen war auch unsere Suppe fertig geworden. Auf der Reise wird nur einmal im Tag abgekocht und zwar immer nach Ankunft am Bestimmungsort. Ich konnte daher selten unterscheiden, ob ich mehr Hunger oder Appetit hatte; nur schmeckte mir die Suppe auf dem Marsche immer vortrefflich. Es war noch nicht spät und unser Koch machte uns auf einige Kräuter aufmerksam, aus welchen man Thee bereiten könne. Er erklärte sich auch bereit, für den nöthigen Zucker sorgen zu wollen, wenn ihm ein jeder der Rekruten 10 Cts. gebe. Wir waren hierüber erfreut und hatten in kurzer Zeit einen großen Haufen von dem uns bezeichneten Kraut gesammelt. Der Thee wurde abgegossen und wir fanden ihn wirklich nicht unangenehm. Es kam mir aber erst am andern Morgen in den Sinn, daß wir dem Koch unsern für den Kaffee bestimmten Zucker abgekauft und bezahlt hatten; aus dem Erlös verschaffte er sich in einer nahe gelegenen Hütte von einem angesiedelten Spanier Schnaps, an welchem er sich in Gemeinschaft mit dem Korponal und den übrigen ältern Soldaten gütlich that, sich über die dummen Rekruten lustig machend. Den andern Tag hatten wir 24 km zurückzulegen. Zu diesem Zwecke wollten wir um 4 Uhr Morgens abmarschiren. Für die Nachtwache wurden vier Mann bestimmt, von welchen jeder zwei Stunden zu stehen hatte; der Letzte sollte dann den Koch wecken, um den Kaffee zu bereiten. Da Niemand im Besitze einer Uhr war, mußten die zwei Stunden ungefähr abgemessen werden. Es war dies die erste Nacht, daß ich von den Schakalen in den Schlaf geheult wurde. Ich glaubte noch keine drei Stunden geschlafen zu haben, als der Koch schon zum Kaffee rief. Derselbe wurde in aller Eile getrunken, die Zelte abgeschlagen, die Tornister gepackt und fort gings in aller Nacht. Wir waren schon zwei Stunden marschirt und immer wollte der Tag noch nicht anbrechen. Es stellte sich heraus, daß die Wachtmannschaft anstatt ein jeder zwei Stunden nur höchstens fünf Viertelstunden gestanden hatte. Dies kommt bei den Rekruten gewöhnlich vor, weßhalb man beim regelmäßigen Wacht-

dienst die reglementarischen Doppelposten selten aus zwei Rekruten formirt. Es war uns im Uebrigen ganz recht, daß wir so früh aufgebrochen waren; denn als dann die Sonne aufstieg, brannte sie mit aller Macht auf uns herunter, so daß wir froh waren, schon gegen 8 Uhr Mercier la Combe, unsere heutige Station, zu erreichen. Mercier la Combe ist ein großes, sauberes Dorf, mit hinreichendem, gutem Quellwasser versehen. Die Bewohner sind meistens Spanier, Elsäßer und einige Schweizer, die zum größten Theil Landwirthschaft treiben. Da wir den ganzen Tag hier zubringen durften, wurde vorläufig etwas Reis abgekocht, um mit der Suppe bis gegen Abend warten zu können. Bis dahin streiften wir in der Gegend herum, sammelten das nothwendige Holz für die Küche und stopften unsern Magen mit Maulbeeren, die hier im Ueberfluß vorhanden waren. Wir dachten nur ungerne an den folgenden Tag, da wir uns immer die bevorstehenden 31 km vorstellen mußten; zudem wurde uns der Weg als bedeutend schlechter geschildert, als der bis jetzt zurückgelegte. Wir krochen daher bei Zeiten in unsere Zelte. Ich hatte so ziemlich ausgeschlafen, als man zum Kaffee rief. Da die zwischen Mercier la Combe und der nächsten Station schlecht unterhaltene Straße im Anfang einige bedeutende Krümmungen in gebirgigem Terrain macht, schlug uns der Korporal vor, unter Leitung eines Disziplinärs den kürzern Fußweg über den Hügelzug einzuschlagen. Er selbst wollte mit dem Trainsoldaten der Straße folgen, wohl deßhalb, um den aus unsern Lebensmitteln verschafften, für ihn geeigneter scheinenden Proviant ungestört verzehren zu können. Wir gingen auf seinen Vorschlag ein und nach etwa zweistündigem mühsamem Marsche befanden wir uns in finsterer Nacht ohne Weg und Steg in den Bergen. Wir mußten nothgedrungen den Morgen abwarten und dann, da weit und breit keine menschliche Seele zu entdecken war, aufs Gerathewohl umherstolpern. Als wir endlich nach mehreren Stunden einen Araber antrafen und ihm zu verstehen gaben, daß wir nach Mascara wollten, gab er uns einen Direktionspunkt an und so gelangten wir endlich wieder in die Straße. Auf einem zufällig noch vorhandenen Kilometerstein sahen wir, daß wir noch 19 km zurückzulegen hatten. Unsere Lage schien mir nicht ganz rosig. Wir waren noch nicht an die glühend herunterbrennende Sonne

gewöhnt. Wasser hatten wir keinen Tropfen mehr und unsere Magen knurrten. Wir hatten zwar wohl noch ein wenig hartes Brod auf uns, aber der Gaumen war zu trocken, es wollte mit der größten Anstrengung nicht hinunterrutschen. Wir ließen unsere Köpfe hängen und marschirten lautlos weiter. Nach der Aussage unseres Führers sollten wir in der Nähe von Wasser sein und nach Verlauf von etwa zwei Stunden, die mir eine halbe Ewigkeit schienen, gelangten wir auch wirklich an einen afrikanischen Bach, das will sagen, zu einigen in kurzen Unterbrechungen aufeinanderfolgenden Pfützen. Wir warfen unsere Tornister ab und eilten, uns an dem köstlichen Naß zu erfrischen. Das Wasser war aber von der Sonnenhitze ganz warm und hatte überdies von den darin wachsenden Loria-Rosen und andern Zuthaten einen so widerlichen Geschmack, daß es ungenießbar war, besonders zu einer Zeit, da wir noch nicht gewöhnt waren, alles zu trinken, was überhaupt flüssig ist. Unser Disziplinär schnallte einen mitgebrachten Kochkessel ab. Kaffee und ein wenig Zucker waren ebenfalls noch vorhanden und so bereitete er uns trotz des schlechten Wassers ein den Umständen nach ausgezeichnetes Getränk. Ich war nun der Ansicht, wir sollten uns in einem naheliegenden Erlengebüsch ausruhen, bis die größte Hitze vorbei sei, wurde aber von den ältern Soldaten eines Bessern belehrt. Der Kaffee hatte uns wieder auf die Beine gebracht. Die Stimmung wurde wieder eine angenehmere und schließlich langten wir mit einigen schlechten Witzen, aber todtmüde, an unserm heutigen Bestimmungsort an. Unser Korporal und der Train waren schon vor mehreren Stunden angelangt und erwarteten uns in etwas angeheitertem Zustande. Ich bemerkte erst jetzt, wie groß die Hitze eigentlich gewesen sein mußte, denn unsere Lebensmittel waren bis auf einige Kartoffeln herabgeschmolzen. Einige nicht ganz zarte Aeußerungen unsererseits veranlaßten den Korporal, ein Stück Speck zu kaufen, welcher klein geschnitten und mit den Erdäpfeln gekocht wurde. Auf weitere Reklamationen ließ er uns noch ein Viertelliter Wein verabfolgen. Aïn-Fekan, unsere heutige Station, ist ein ordentliches Dorf, von lauter Elsäßern bewohnt. Es besitzt eine ganz nette Kirche und ein neues Gemeinde- und Schulhaus. Wasser ist hier auch genügend vorhanden. Wir schlugen diese Nacht die Zelte nicht auf, da wir in leeren Schuppen

Unterkunft fanden. Infolge der Müdigkeit schlief ich sehr gut und auch lange; unser Korporal hatte wahrscheinlich Katzenjammer, denn die Sonne stand schon hoch, als er marschbereit war. Wir hatten noch 24 km bis nach Mascara. Trotz der schlechten Laune marschirten wir im Anfang ganz ordentlich, da das Terrain ziemlich abwechselte; nach etwa zwei Stunden wurde aber die Gegend eintönig und die Hitze drückend. So gedankenlos als möglich schlenderten wir auf der hochbestaubten Straße, die sich in einem 13 km langen geraden Streifen vor uns abzeichnete, weiter. Wir passirten die Bahnstation Dissy, auf der Linie nach Saïda, damals nur aus einem Schuppen bestehend, jetzt aber zu einem bedeutenden Dorfe angewachsen. Weit in der Ferne zeigte sich St. André, am Fuße des Hügelzuges, auf welchem Mascara liegt. In der größten Unordnung, in Gruppen von zwei oder drei Mann, langten wir endlich in St. André an. Wir hatten unsern Korporal nun nicht mehr lange zu fürchten und sagten ihm offen, daß wir uns in Mascara über die schlechte Führung beschweren würden. Um uns ein wenig zu besänftigen, kaufte er für Jeden ein Stück Brod, das wir am Brunnen mit großem Appetit verzehrten. Bald sahen wir die hoch gelegenen Militäranstalten von Mascara; wir nahmen unser letztes Restchen Energie zusammen, um so stramm als möglich einzumarschiren, was auch einigermaßen gelang.

Mascara ist eine Stadt von einigen Tausend Einwohnern. Sie steht auf hügeligem Terrain, ist mit einer hohen Ringmauer umgeben und auf mehrere Kilometer von den prächtigsten Reben- und Gemüsegärten eingerahmt. Der Wein gedeiht hier ausgezeichnet und in reichlichem Maße. Die ganze Gegend ist mit Feigen- und Mandelbäumen übersäet.

Im Quartier der Legion angelangt, wurden wir vom diensthabenden Adjutanten in Empfang genommen. Auf sein Befragen, ob wir mit der Führung des Detachements zufrieden seien, brachten wir unsere Reklamationen vor. Die kurze Untersuchung konnte den Bataillonskommandanten nur mit Mühe von den seitens unseres Detaschementschefs begangenen Unregelmäßigkeiten überzeugen; doch hatten wir schließlich die Genugthuung, ihn mit acht Tagen Arrest belegt zu wissen.

Der Aufenthalt in Mascara bleibt mir immer als der angenehmste Abschnitt meiner fünfjährigen Dienstzeit im Gedächtniß. Das Exerziren bestand in anderthalbstündigem Felddienst in der Morgenfrühe und wurde mehr als Spaziergang zum Zwecke der Gesundheitspflege angesehen. Die unangenehmen Bemühungen zu Beschaffung der Lebensmittel und des Brennmaterials wurden sofort nach dem Exerziren abgethan; den Rest des Tages hatten wir zu unserer Verfügung. Da die Aufsicht hier nicht so streng war, wie in Bel-Abbes, arbeiteten fast Alle während der freien Zeit bei den Bürgern in der Stadt und Umgebung, und wer nicht arbeitete, besorgte den Wachtdienst für die Andern, so daß man immer ein wenig Geld in der Tasche hatte, um den Sonntag Nachmittag in kameradschaftlicher Gemüthlichkeit bei einem Glase Wein zu verbringen. Wir waren mehrere Schweizer in der Kompagnie; bald hatten wir einen kleinen Gesangverein gegründet und erheiterten uns manche Stunde durch die Melodien unserer lieben Vaterlandslieder, ungestört von Kampfgericht und Kritik. Wir beurtheilten unsere Leistungen selbst und fanden immer, „es gehe schön." Bei dem starken und billigen Wein gab es oft hitziges Blut und es war nicht zu verwundern, daß es fast jeden Sonntag Abends blutige Schlägereien mit den in der gleichen Kaserne untergebrachten, uns nicht sympathischen afrikanischen Tirailleurs (Turkos) absetzte. Unsere Offiziere waren ihnen aber auch nicht grün und so kamen wir immer ohne Strafe, wenn auch nicht immer mit heiler Haut, aus der Patsche. So verging der Sommer verhältnißmäßig rasch. Im Herbst sollte unser Bataillon an den Divisionsmanövern theilnehmen, um hernach den Winter in Bel-Abbes zuzubringen. Zu diesem Zwecke wurden wir schon am 15. September durch das zweite Bataillon abgelöst. Unser Abmarsch war aber erst auf den 21. festgesetzt und wir mußten bis zu diesem Zeitpunkt auf dem Arabermarktplatz, dicht vor den Stadtmauern, kampiren. Es waren dies ein paar ganz angenehme Tage. Dienst hatten wir beinahe keinen und die Aufsicht war nicht streng, da wir uns selbst bewachten. Die umliegenden Rebberge waren zwar auch durch unsere Schildwachen besetzt, was aber nicht verhinderte, daß die Besitzer dieses Jahr trotz dem schönsten Stande der Reben keine große Ernte machten; es geht halt so, wenn man den Bock zum Gärtner,

den Dieb zum Hüter macht. Am besten in Flor kam in diesen Tagen der Hundehandel. Bei jeder Kompagnie sind immer einige Hunde, welche dieselbe nie verlassen und von Garnison zu Garnison nachgehen oder dann auch zum Zeitvertreib mit einem kleinern Detaschement abgehen, aber immer wieder zur Kompagnie zurückkehren. Diese Hunde sind durchgehends zu allem Möglichen dressirt und finden deßhalb sehr leicht Liebhaber. Sie wurden auch zu jedem Preise losgeschlagen, da man immer sicher war, daß sie nie länger als 24 Stunden ausblieben. Da nun die Bürger freien Zutritt zu unserm Lager hatten, kam das Geschäft rasch in Schwung; sämmtliche Hunde wurden ein paar Mal verkauft und als wir am 21. September abmarschirten, hatten wir sie alle wieder.

Der Marsch mit dem Bataillon ist viel ermüdender, als in einem kleinen Detaschement. Alles, was der Soldat besitzt oder auf dem Marsche nöthig hat, kommt in oder auf den Sack. Jeder Soldat ist im Besitz von wenigstens einem Paar rother und einem Paar weißer Hosen, einer Blouse, einer Weste, einem Kaput, zwei Paar Schuhen, zwei Hemden, zwei Paar Unterhosen, zwei Flanellleibchen oder einer großen Leibbinde, zwei Paar tuchener und einem Paar lederner Ueberstrümpfe, verschiedener kleinerer Kleidungsgegenstände, Putzsack, Gamelle, Lederzeug, Wolldecke und Zelt. Hiezu kommt noch ein Werkzeug (Pickel, Schaufel, Beil oder Säge), der unvermeidliche Koch- oder Wasserkessel oder sonst ein Küchengeräth, für vier Tage Lebensmittel, zwei Liter Wasser und als Munition siebzehn Paket Patronen. An das Gewehr ist man so gewöhnt, daß man es gar nicht mehr spürt. In holzarmen Gegenden muß auch oft das Holz mitgeschleppt werden. Gewöhnlich anderthalb Stunden vor Tagesanbruch ertönt das Zeichen für die Köche, um den Kaffee sektionsweise zu bereiten. Der übrigen Mannschaft ist vollständige Ruhe geboten bis zur Tagwache, welche eine halbe Stunde später geblasen wird; zwanzig Minuten zum Frühstück, Zeltabschlagen und Sackpacken, hernach Appell und Abmarsch. Es heißt schon ein wenig pressiren, wenn man nach beendigtem Packen noch die unvermeidliche Cigarette drehen und vor dem Appell fertig rauchen will. So wird dann der Marsch mit einem Quart Kaffee und, wenn es gut geht, mit einem

Mund voll Brod oder Bisquit, angetreten; abwechslungsweise eine Stunde Marsch mit zehn Minuten Rast. Ist die Tagreise stark, so wird gewöhnlich nach der fünften Marschstunde ein einstündiger Halt gemacht, mit dem mitgeschleppten Wasser ein Kaffee abgekocht, die Fußlappen werden ein wenig zurecht gewickelt und hernach wird der Marsch in der gleichen Weise wie vorher fortgesetzt, bis man am Bestimmungsort angelangt ist. Eine Kolonne während des Marsches bietet keinen erfreulichen Anblick dar. Die Soldaten marschiren meist still in ihre Gedanken vertieft, den Kopf gesenkt und den Blick auf die Füße des Vordermannes gerichtet, um zu Erleichterung des Marsches mit demselben gleichen Schritt und immer die gleiche Distanz zu halten. Wer eine zu große Lücke läßt, wird gewöhnlich von seinem Hintermanne so lange getreten, bis er die richtige Distanz wieder herstellt, oder er wird dann ohne Weiteres anf die Seite geschoben. Dem einmal aus seinem Platz Verdrängten ist es fast unmöglich, auf der Höhe seiner Sektion zu bleiben. Zu den Nachzüglern zu zählen, ist sehr ungemüthlich, da dieselben, vorerst von der Hinterwache gehöhnt und ausgelacht, oft in unangenehme Berührung mit dem Gewehrkolben des Wachtchefs gelangen. Die nächste Rast wird daher wieder benutzt, um an den ursprünglichen Platz zu gelangen, den man nicht so bald ein zweites Mal verläßt. Hat man endlich den Bestimmungsort unter Aufbietung der letzten Kräfte erreicht, so werden sofort von einem Theil der Mannschaft die Zelte aufgeschlagen, während die Andern nach Wasser gehen, um in aller Eile einen Kaffee zu bereiten. Sobald derselbe getrunken ist, geht auch der letzte Mann, ob noch marschfähig oder nicht, nach Holz; denn wer nicht Holz sammelt, erhält nur die rohen Lebensmittel, aber keine Suppe. Das Holzsammeln ist durchaus kein Vergnügen, da man oft noch einige Kilometer gehen muß, um nur irgend etwas Brennbares zu finden. Richtiges Holz trifft man in einigen Gegenden selten an. Das gewöhnlichste Brennmaterial ist der Tain, eine Art Haidekraut, oder in dessen Ermanglung auch Alfa (eine trockene Grasart) oder Kameelsmist. Ist endlich die Suppe vertilgt, so legt man sich ein wenig auf's Ohr, um nach kurzer Zeit durch Namensaufruf zum Wachestehen aufgestört zu werden. Der Nachtdienst ist oft so streng, daß man mehrere

Nächte nach einander auf Posten stehen muß und oft erst die fünfte oder sechste Nacht vollständig Ruhe hat.

Der Marsch, den wir jetzt vor uns hatten, war allerdings nicht gerade so streng, da wir in umgekehrter Reihenfolge in den bereits hievor in der Marschbeschreibung von Bel-Abbes nach Mascara genannten Ortschaften kampirten und das Nothwendigste sich allerorts so ziemlich vorfand. Doch war ich am zweiten Tage so erschöpft, daß ich, unter Anstrengung aller Kräfte auf dem Kampirplatz angelangt, auf das Kommando „Halt" mit Sack und Pack bewußtlos zusammenstürzte. Es dauerte aber nicht lange, so wurde ich vom diensthabenden Korporal zur Besinnung gerüttelt. Obschon ich mich kaum zu schleppen vermochte, mußte ich gleichwohl auf „Corvée". Wie ich zurückkam, war der Kaffee fertig, der mir wieder so weit auf die Beine half, daß ich auch meinen übrigen Obliegenheiten nachkommen konnte. Der Marsch von Aïn-Fekan nach Mercier la Combe muß übrigens schon vielen jungen Soldaten zu stark vorgekommen sein, denn der Friedhof daselbst weist mehrere Grabhügel auf, von Soldaten herrührend, die sich hier auf dem Durchmarsch gewaltsam das Leben genommen haben. Der folgende Tag war nicht so streng. Der Weg war ordentlich und wir hatten nur 24 km zurückzulegen. Sobald wir, am Bestimmungsort angelangt, das Nothwendigste besorgt hatten, machten wir uns eifrig ans Putzen, sollten wir doch morgen in Bel-Abbes einziehen. Wir wußten zwar wohl, daß nach dem noch auszuführenden Marsche keine Spuren der vorgenommenen Reinlichkeitsarbeiten mehr sichtbar waren; uns genügte aber das Bewußtsein, unser Möglichstes gethan zu haben, um sauber in Bel-Abbes einmarschiren zu können. Die Entfernung war nur noch 16 km, so daß wir schon Morgens 9 Uhr unter den Klängen der uns entgegenkommenden Regimentsmusik durch die uns wohlbekannten Straßen auf die Kaserne der Legion zumarschirten. Ich hätte mich nun gerne gehörig ausgeruht, aber daran war nicht zu denken. Kaum den Sack abgelegt, packte man die saubere Wäsche hervor und eilte an den Brunnen, um vorerst den Körper und hernach die schmutzige Wäsche zu reinigen. Für einen Unbetheiligten mag es ein kurzweiliger Zeitvertreib sein, einer solchen Generalwäsche zuzuschauen; selbst mitzumachen ist aber schon un-

gemüthlicher, da man bei der großen Anzahl Waschender auf das kleinste Plätzchen angewiesen ist und weder ordentlich Platz zum Einseifen noch zum Klopfen der Wäsche hat. Im Anfang leidet man sich wohl gegenseitig. Mit der Zeit wächst aber die schlechte Laune, der eine stößt den andern und sehr oft entsteht eine allgemeine Keilerei, die schließlich mit blutigen Köpfen oder einem unfreiwilligen Bad im Brunnen endet. Glücklicherweise geht das Trocknen rasch vor sich, so daß ein Hemd, auf dem Sand oder sonstwo an der Sonne ausgebreitet, nicht einer halben Stunde bedarf, um vollständig trocken zu sein. Für heute hatten wir noch Arbeit vollauf, da auf Nachmittags 4 Uhr große Inspektion im Marschanzug mit vollständig gepacktem Tornister angeordnet war, und daß da auch der verborgenste Lederlappen und der hinterste Knopf hell glänzen mußten, wollte man am Abend nicht auf den Ausgang in die Stadt verzichten, war uns zu gut bekannt. So war denn auf die festgesetzte Zeit Alles fix und fertig. Die Inspektion lief im Allgemeinen glatt ab, da unser Alter wahrscheinlich ein gutes Mittagsschläfchen gemacht hatte, oder ihm sein Vorrath an vier und acht Tagen Polizeizimmer ausgegangen war. Es wurden uns noch die vier folgenden Marschtage bis ins Lager der zu den Herbstmanövern zusammengezogenen Truppen verlesen, unser heutiges Tagewerk war vollendet und das Ausgehen gestattet. Daß alle Müdigkeit verschwunden war und Alles dem Ausgange zuströmte, wäre wohl nicht nöthig zu erwähnen, da alle Gaumen trocken und uns die mère Michel und der Ex-Feldweibel vor dem Thor von Daya noch in zu guter Erinnerung waren. Mancher Feigenschnaps-Jude sah heute den ersten Stern ungern hervorschimmern, denn es war Freitag; da hieß es, bei der Dämmerung die Klappe zumachen und doch wäre das Geschäftchen so gut gelaufen. Nur zu bald ertönte der Zapfenstreich und nicht mehr lange dauerte es, so hatte sich Alles auf den blanken Bettladen zur Ruhe ausgestreckt, unbekümmert um den Nachtdienst, mit welchem wir heute nicht belästigt wurden. Schon um 3 Uhr Morgens wurde der Kaffee in den Zimmern vertheilt, um 3½ Uhr ertönte die Tagwache und um 4 Uhr marschirten wir zum Thor von Tlemcen hinaus, wohl Mancher mit dem Gedanken, es wäre schöner in Bel-Abbes, als wieder auf der staubigen Straße oder in unge-

bahnten Gegenden herumzustolpern. Nach der ersten Marschstunde erreichten wir Sidi-la-Seine, ein großes, von Elsäßern und Schweizern bewohntes Dorf mit heimeligem Kirchthurm. Später ging es wieder durch unbewohnte Gegenden, bis wir endlich gegen 1 Uhr Mittags ohne großen Halt in Sidi-Ladschar, unserm heutigen Bestimmungsort, anlangten. Da die Bewohner hier selten durch Militär belästigt werden, stellten sie uns ihre Strohhaufen zur Verfügung, was wir uns nicht zweimal sagen ließen, obschon wir an solchen Luxus auf dem Marsche nicht gewohnt waren. Auch in den übrigen Dienstleistungen zeigten sie sich zuvorkommender, als an andern Orten. Der Tagesbefehl für den folgenden Tag lautete nicht günstig, wohl weil es Sonntag war. Die Tagreise war groß und der einzuschlagende Weg als schlecht unterhaltener Fußweg in hügeligem Terrain bezeichnet, während die Hinterwache mit dem kleinen Armeetrain und den Gestraften die Fahrstraße benutzen sollte. In tiefer Nacht schon wurde aufgebrochen und etwa anderthalb Stunden lang mit den im Wege liegenden großen Steinen unliebsame Bekanntschaft gemacht. Plötzlich ertönte das Kommando Halt. Es stellte sich heraus, daß wir den unrichtigen Weg eingeschlagen hatten. Wir mußten wieder den ganzen Weg zurückkehren, und in der Nähe des Dorfes einen Hügelzug ersteigen. Es ging nun mehrere Stunden in unregelmäßigem Marsche, bald bergauf, bald bergab, durch unbewohnte und unbebaute Gegenden, bis es sich schließlich ergab, daß unsere Führer nicht mehr wußten, wo hinaus marschiren, um unserm Bestimmungsort näher zu kommen. Unser Kommandant sagte, er würde sich vielleicht noch herausfinden, wenn er die Karte bei sich hätte; aber auch die übrigen Offiziere hatten keine solche bei sich! Nach langem Hin- und Herlaufen stießen wir endlich auf einen Araber, der uns angeben konnte in welcher Richtung wir Wasser finden würden; das von uns so eifrig gesuchte Aïn-Dalub schien ihm aber unbekannt zu sein. Es war gegen 2 Uhr Nachmittags, als wir, die uns bezeichnete Direktion verfolgend, zu einem tiefen Thalkessel kamen, in welchem wirklich eine ordentliche Quelle zum Vorschein kam. Da wir uns nicht auf Wassermangel vorgesehen hatten, kam uns dies sehr gelegen. Rasch wurde abgeschnallt, ein Kaffee gekocht und die Feldflasche wieder mit Wasser gefüllt.

Lange durften wir aber nicht säumen, da wir nicht wußten, wie weit wir noch zu marschiren hatten und ob wir überhaupt heute noch unsern Bestimmungsort erreichen würden. Es wurde daher bald wieder aufgebrochen, die Höhe erstiegen und der Marsch auf der mit Gebüsch überwachsenen Hochebene fortgesetzt. Ungefähr zwei Stunden ging Alles in Ordnung; als aber immer noch keine Anzeichen einer bewohnten Gegend bemerkbar wurden, fing die ganze Geschichte an, nach und nach aus dem Leime zu gehen. Wo einer zurückblieb, schlossen sich ihm bald ein halbes Dutzend an und setzten den Marsch nach Gutdünken weiter. Um die gegebenen Kommandos bekümmerte sich Niemand mehr, und bald war das ganze Bataillon in unzählige unregelmäßige Gruppen aufgelöst, die sich in verschiedenen Richtungen vorwärts bewegten. Von unserer Korporalschaft waren noch acht Mann beisammen, aber auch als einzelne Abtheilung. Nach Durchschreiten eines ausgedehnten Junggehölzes waren wir so glücklich, in einer Entfernung von etwa 3 km das Ziegeldach einer großen Farm zu entdecken. Wir marschirten wieder strammer diesem Sterne zu und konnten von den Bewohnern der Farm erfahren, daß wir nach zirka einer Stunde an ein Thal gelangen würden, auf dessen anderer Seite sich die von uns gesuchte Ortschaft befinde. Die Farm war von Spaniern bewohnt und bei ihrer den Franzosen ungünstigen Gesinnung fiel uns nicht ein, eine Erfrischung von ihnen zu verlangen und ihnen noch viel weniger, uns eine solche anzubieten. Wir waren froh, einen sichern Direktionspunkt gefunden zu haben und marschirten mit frischem Muthe unserm Ziele entgegen. Zu unserer nicht geringen Freude hörten wir auch bald die Töne eines Clairon, die sich nach und nach als das Zeichen zur Sammlung zusammenstellen ließen. Nachdem wir den uns von den Farmern bezeichneten Thaleinschnitt passirt und auf der andern Seite emporgestiegen waren, entdeckten wir ganz in der Nähe in einer kleinen Senkung eine prächtige starke Quelle zwischen einladenden Feigenbäumen, deren Früchte gerade in der Reife waren. Nicht weit davon waren einige Häuser, darunter ein Wirthshaus. Unser Kommandant schien sich doch endlich mit seiner Geographie zurecht gefunden zu haben, denn er war auch schon da und etwa ein Viertel des Bataillons mit ihm. Unserm guten Louis, der sonst im

Allgemeinen nicht übel war, standen die Thränen in den Augen, als er seine todtmüden Soldaten von allen Seiten ankommen sah. Er griff daher rasch zu einem Universalmittel, ließ „Feldweibel heraus" blasen und gab den Befehl, sofort auf Rechnung des Ordinäre einen Viertelliter Wein per Mann fassen zu lassen. An Suppe dachte man nicht mehr, kochte nur rasch ein wenig Reis ab und legte sich dann nieder, da es schon dunkel war. Als endlich Nachts 11 Uhr Appell gemacht wurde, fehlten nur noch 25 Mann. Den andern Tag hatten wir glücklicherweise nur 12 km zurückzulegen. Der Hitze wegen brachen wir aber gleichwohl bei Tagesanbruch auf und langten daher bei Zeiten, wenn auch verhältnißmäßig langsam, in La Moriciere an. Es ist dies ein großes Dorf mit bedeutendem Handelsverkehr und an Gelegenheit fehlte es nicht, uns ein wenig zu restauriren. Ohne daß Befehl dazu gegeben wurde, streiften wir nach Besorgung des Nothwendigsten sofort den Marschanzug ab, um uns ein wenig im Dorf umzusehen. Ich war so wie so genöthigt, die Kleider zu wechseln, da dieselben Tags vorher so vollständig durchschwitzt worden, daß mein Hauptmann fragte: ob ich ins Wasser gefallen sei. Die Nacht über war es dann empfindlich frisch gewesen und von Trocknen keine Spur, und auf dem Marsch nach La Moriciere kam wieder frischer Schweiß dazu. Da der Tag noch lang war und wir die gestrigen Lebensmittel noch fast vollständig zu gut hatten, machten wir Mittags und Abends Suppe. Obschon wir nun heute über die gestrige Irrfahrt lachten, ließ uns der Kommandant gleichwohl noch einen Viertelliter Wein verabfolgen, wohl wissend, daß dies das beste Mittel sei, uns wieder vollständig mit ihm zu versöhnen. Den Tag über hatte sich die gestern Abend vermißte Mannschaft wieder eingefunden und so langten wir dann am folgenden Tage vollzählig im Lager an, wo wir hofften, endlich einen Ruhetag zu erhalten, wie es auch reglementarisch gewesen wäre. Wir waren daher nicht sehr erbaut, als der Tagesbefehl für den folgenden Tag verlesen wurde, mit Tagwache um 5 Uhr, Antreten um 5¼ und Bataillonsschule bis 10 Uhr. Auch unser Lagerplatz war nicht geeignet, uns in rosige Laune zu versetzen. Das Gesammtlager befand sich in einer von einem Bächlein durchzogenen Thalmulde. Die Truppen, welche zuerst angelangt und

nur höchstens vier Tage auf dem Marsche gewesen waren, erhielten die besten Plätze angewiesen, während wir unsere Zelte ganz oben an einer steilen Halde aufschlagen mußten. Für jedes Zelt mußte zuerst das Gesträuch entfernt und der Boden verebnet werden, da die Front gegen die Thalsohle bestimmt war. Es wurde so Abend und ans Reinigen der Effekten war noch nicht zu denken gewesen. Unwillig legte man sich nieder; als aber am Morgen die Tagwache ertönte, schlüpfte höchstens die Hälfte unseres Bataillons aus den Zelten; die Andern meldeten sich krank, der einzige Weg, um das Exerziren auszusetzen, ohne wegen Widersetzlichkeit bestraft zu werden. Wir hatten aber die Rechnung ohne unsern Obersten gemacht. Nach einigen Minuten wurde zur ärztlichen Untersuchung geblasen; an der Seite des Arztes erschien aber unser Oberst selbst, erzählte uns einige Liebenswürdigkeiten und jagte uns mit vier Tagen Arrest wieder weg, mit dem strikten Befehl, uns sofort in Exerziranzug zu stecken. Da wir nun einmal doch auf den Beinen waren und uns mit der Wuth des Alten das Lachen wieder gekommen war, machten wir gute Miene zum bösen Spiel und es dauerte nicht lange, so marschirten wir unter den verzweifelten Klängen unserer Clairons auf das nahe Plateau. Das Schaffen wollte aber nicht recht gehen und wir waren froh, als um 8 Uhr der Befehl zum Einrücken ertheilt wurde. Rasch wurden die Waffen vom mehrtägigen Schmutze gereinigt und das Lederzeug gewichst, eine Brodsuppe eingenommen und bald war Alles am Bache und klopfte darauf los, der besten Wäscherin zum Trotz. Nach einer halben Stunde war weit umher jedes freie Plätzchen mit nasser Wäsche überdeckt und das Uebrige nun der lieben Sonne und einigen Hütern überlassend, beeilten wir uns, für den Rest des Tages einen gehörigen Proviant von frischen Feigen und Granaten, die sich hier in Menge vorfanden und gerade in der Reife waren, einzuheimsen. An den am Morgen erhaltenen Arrest dachte Niemand mehr, wenigstens wir nicht; es genügte uns schon, daß derselbe in die Büchlein eingetragen wurde. So vergingen die nächsten zwölf Tage mit Manövriren, Schimpfen, Waschen und Marodiren. Zu guter Letzt kam noch ein großartiges Defilé, bei welchem die Wenigsten wußten, wem es gelten sollte und hiemit waren die Manöver beendigt. Am 10. Oktober

traten wir den Weg nach Bel-Abbes wieder an, während die übrigen Truppen schon am 9. Oktober in verschiedenen Richtungen abmarschirt waren. Unser Kommandant zog aber vor, während des Rückmarsches die Straße im Auge zu behalten, und so langten wir dann auch ohne Karte am 13. Oktober wohlgemuth in Bel-Abbes an, in der frohen Voraussicht, den Winter ruhig in der Garnison verbringen zu können. Wir hatten uns insoweit nicht geirrt. Vorläufig hatten wir einen Monat lang keinen Dienst als die Wache und die nothwendigsten Corvées. Vor Allem aus wurden nun die Ausrüstungsgegenstände einer gründlichen Reinigung unterzogen und ausgebessert und die fehlenden Gegenstände ersetzt, was Alles gut acht Tage in Anspruch nahm. Die übrigen drei Wochen verwendete ein Jeder nach Gutfinden, sei es mit Faulenzen, Lesen in der Bibliothek, Spazieren, oder endlich mit Arbeiten bei den Zivilisten. Um mir einiges Geld zu verschaffen, fing ich mit zwei Kameraden den Handel um Zivilkleidungsstücke an. Wir kauften sie so billig als möglich von den neu Angeworbenen, schmuggelten sie in die Stadt und verkauften sie an die Zivilisten. Die übrige Zeit verbrachte ich fast immer in der Bibliothek. Da die Abende anfingen länger zu werden, mußte auch hier für Zeitvertreib gesorgt werden, was nun freilich meistens auf Kosten der unerfahrenen Rekruten geschah. Da Zeit und Leute genug vorhanden waren, um den Tag über Spässe auszuhecken, wurde das Programm oft ein reichhaltiges, wiewohl nicht immer geeignet, ein solches hier zu reproduziren. So ging dann unsere Ferienzeit ziemlich rasch zu Ende und der gewöhnliche Dienst wurde wieder aufgenommen. Ich war mittlerweile zum Soldaten 1. Klasse avancirt, zum großen Aerger derer, die sich schon drei und vier Jahre darnach sehnten und nun über Ungerechtigkeit schrieen. Ich mußte selbst zugeben, daß es Andere mit höherem Dienstalter besser verdient gehabt hätten als ich; daß sie aber weniger Glück hatten als ich, war nicht meine Schuld. Durch dieses kleine Avancement wurde mein Dienst schon etwas leichter. So fielen z. B. die Reinlichkeitsarbeiten im Kasernenhofe weg, und anstatt auf die Wache, wurde ich gewöhnlich als Planton kommandirt, was viel angenehmer war. Auch kann sich ein Soldat 1. Klasse von vielem andern drücken, was bei einem

Soldaten 2. Klasse nicht angeht. So kamen Weihnachten und das Neujahr unvermerkt heran. Es ist dies auch bei dem Soldaten die Zeit, während welcher er sich am meisten mit seinen fernen Lieben beschäftigt. Ich hatte freilich weder auf einen Glückwunsch noch irgend etwas anderes aus meiner Heimath zu hoffen, da ich keinen Briefwechsel unterhielt. Am Neujahrstage geht in der Legion Alles drunter und drüber. Diejenigen, die mit ihren Angehörigen korrespondiren, wissen die Herzen derselben gewöhnlich so zu erweichen, daß immer ein Neujahrsgeschenk anlangt. Ist's Geld, desto besser; ist's etwas anderes, so wird's zu Geld gemacht. Andenken werden in der Legion nicht lange aufbewahrt, sonst hat man das Nachsehen. Wer nichts von daheim erhält, der sieht sich sonst vor, daß er etwas hat, sonst gibt es auf alle Fälle den Sold und einen Viertelliter Wein. Was an solchen Tagen immer den übelsten Eindruck auf mich machte, war die Wachtmannschaft, von welcher gewöhnlich mehr als die Hälfte so stark betrunken war, daß sie den Dienst nicht mehr gehörig zu verrichten im Stande war.

Es war dies der angenehmste Winter, den ich in der Legion verbrachte; hatten wir doch in Bel-Abbes ordentliche Betten und in den Wachtlokalen immer einen warmen Ofen. Schnee hatten wir diesen Winter auch nicht viel; doch war die Kälte oft so empfindlich, daß die Schildwachen nach zweistündiger Ablösung trotz eines zweiten, extra großen Kapotes sich immer eine gute Weile um den glühenden Ofen setzten, um die halb erstarrten Glieder wieder zu durchwärmen. Nach bisheriger Uebung hätte unser Bataillon ein ganzes Jahr in Bel-Abbes Garnison halten sollen; kurz nach Neujahr brachen aber in verschiedenen französischen Kolonien Unruhen aus, und bald träumten wir vom Senegal und bald von Tunesien. So kam der Frühling heran und unsere Hoffnungen weder nach dem tiefern Süden noch nach dem Osten wollten sich verwirklichen. Erst als ein Bataillon eines französischen Linienregimentes in Bel-Abbes einmarschirte und die von uns innegehabten Lokalitäten beanspruchte, erwarteten wir täglich den Befehl zum Abmarsch nach Tunis. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel langte aber am Nachmittag des 24. April ein Telegramm ein, daß verschiedene Araberstände im Süden der Provinz Oran revoltirt und die Garnisonen Saïda und

Geryville von den Insurgenten angegriffen seien. Sofort erhielt unser Bataillon Befehl, für vier Tage Lebensmittel und die nöthige Munition zu fassen und sich marschbereit zu halten. Noch während diese Vorbereitungen getroffen wurden, traf die Ordre ein, den nächsten Morgen um 5 Uhr nach dem Süden aufzubrechen. Von jeder Kompagnie wurde ein Wachtmeister, zwei Korporale und zwei Soldaten erster Klasse bestimmt, um die wöchentlich anlangenden Rekruten in Bel-Abbes in Empfang zu nehmen und auszubilden. Ich hatte schon meinen Sack fix und fertig gepackt, das Bett abgegeben und steckte bereits im Marschanzug, als mir der Feldweibel meldete, ich sei zum Zurückbleiben in Bel-Abbes bezeichnet. Ich hätte vorgezogen, mit meinen Kameraden zu marschiren, aber da die Verzeichnisse schon abgegangen, war nichts mehr zu ändern; auch fügte ich mich um so eher darein, als unser Hauptmann als Chef, sowie mein Wachtmeister ebenfalls in Bel-Abbes zurückbleiben mußten, Männer, mit denen ich immer gut ausgekommen war. Ich richtete mich daher wieder häuslich ein und begab mich mit meinen Kameraden in die Stadt zu einem Abschiedstrunk. Ans Lichterlöschen dachte diesen Abend Niemand. Es war noch so Vieles zu ordnen und Mitternacht war nahe, als sich die Letzten noch zu einem nothwendigen Schläfchen auf den nunmehr entblößten Bettladen ausstreckten. Um 4 Uhr ertönte die Tagwache und punkt 5 Uhr marschirte das Bataillon, von der Regimentsmusik eine Strecke weit begleitet, zum Kasernenthor hinaus. Es war dies am 25. April 1881.

In unserm Quartier war es nun nicht mehr ganz gemüthlich. Außer den wenigen Soldaten der Legion sah man nichts als von Schmutz strotzende Liniensoldaten, welche noch nicht gewöhnt waren, ihre Wäsche selbst zu besorgen. Es kam mir daher sehr gelegen, als mir mein Wachtmeister nach einer Woche mittheilte, der Rest der in Bel-Abbes zurückgebliebenen Legion, Rekruten inbegriffen, müsse ein Detaschement formiren zur Bewachung einer Abtheilung mit öffentlicher Arbeit Bestrafter, welche in Cheursa stationirten; er sei als Detaschementschef und ich als Stellvertreter eines Korporals bestimmt. Da wir schon am folgenden Morgen abmarschiren mußten, trafen wir rasch die nothwendigen Vorbereitungen. Am 1. Mai marschirten wir, im Ganzen zwanzig Mann stark, von zwei Spahis als Führern begleitet, nach unserm

zwei starke Tagereisen entfernten Bestimmungsort ab. Gegen Mittag des zweiten Tages langten wir in Cheurfa an. Das Lager der Sträflinge lag in einem tiefen Thalkessel. Dieselben hatten die Aufgabe, den engen Ausgang dieses Kessels mit einer dreißig Meter hohen Mauer abzuschließen, um das Wasser der Mekara zu einem See aufzustauen, zum Zwecke der regelmäßigen Bewässerung der Ebene von St. Denis du Sig.

Wir waren hier so recht in der Wildniß. In der Thalsohle die fischreiche Mekara, links und rechts ausgedehnte Oliven- und Tamarindenwälder, mit allerlei Gewild reich belebt. Zur Tagwache heulten die Schakale und zum Zapfenstreich hatten wir das markdurchdringende Geschrei der Hyänen. Ich bezog je über den andern Tag mit der Hälfte der Mannschaft die Wache, je der zweite Tag war frei. Schon in Bel-Abbes hatte ich mich hinlänglich mit Reserve-Munition versehen, welche ich so gut als möglich zu Jagdpatronen umänderte. In der wildarmen, von Jägern überlaufenen Gegend hätte ich zwar mit meiner Ordonnanzwaffe selten etwas Jagdbares erlegt; hier brauchte man es aber nicht so genau zu nehmen, um immer mit einigen Tauben oder Häschen heimzukehren, denn sie waren sehr zahlreich und in ihrer Einsamkeit noch nicht von den Jägern gestört worden. Ich hatte oft Lust, des Nachts dem größern Wild nachzustreifen, da sich Schakale und Hyänen nicht genirten, die durch unsern Fleischlieferanten weggeworfenen Abgänge in nächster Nähe des Lagers aufzusuchen und hier ihre Mahlzeiten abzuhalten. Da aber die Sträflinge ihre häufigen Fluchtversuche gewöhnlich des Nachts veranstalteten, die Wachtmannschaft daher immer mit geladenem Gewehr patrouillirte, so hätte ein Schuß zur Nachtzeit zum unnöthigen Allarm des ganzen Lagers geführt. Diese Fluchtversuche wurden auch nur zu häufig ausgeführt, obschon wir strengste Consigne hatten, auf jeden Flüchtling zu schießen. Entkam einer unbemerkt, so heimste die Wachtmannschaft vierzehn Tage Arrest ein, die allerdings nur auf der Strafliste figurirten, da man jeden einzelnen Mann viel zu nothwendig hatte, als daß man ihn hätte einsperren können. Ein Fluchtversuch bleibt mir noch lange im Gedächtniß, da er mit großer Verwegenheit ins Werk gesetzt wurde. Die Sträflinge, hundertzwanzig an der Zahl, waren in großen, konischen Zelten, das Zelt zu vierundzwanzig Mann be-

rechnet, untergebracht. Diese Zelte waren in einem durch Gräben abgeschlossenen und mit einer gewöhnlichen dürren Hecke umgebenen Vierecke aufgeschlagen. Außerher dieses Viereckes lag ein ferneres, für sich ganz abgesondertes Zelt, welches mit einer hohen Hecke von dürren Dornen umfriedet war. Zwischen dem Zelt und der Hecke befand sich ein Zwischenraum von höchstens einem Meter. Dasselbe war zur Aufnahme von Extrabestraften bestimmt. Um ihnen die Flucht zu erschweren, wurden ihnen sämmtliche Kleider bis aufs Hemd abgenommen und oft wurden sie sogar in Eisen gelegt. Diesem Zelt mußte immer doppelte Aufmerksamkeit geschenkt werden und es wurde daher auch immer von einem Doppelposten überwacht. Eines Abends kam ich abgemüdet von der Wache, welche ich wegen Unwohlsein des andern Postenchefs achtundvierzig Stunden gehalten hatte. Die Nacht war schon eingetreten und ich legte mich sofort nieder, um zu schlafen. Plötzlich erwache ich durch ungewöhnlichen Lärm und den Ruf: „Zu den Waffen." Der Wachtmeister stürzt in unser Zelt und rüttelt mich vollständig aus dem Schlaf, mir zurufend, das Lager der Sträflinge stehe in Flammen. Rasch schnallte ich den Gürtel mit der Patrontasche über das bloße Hemd, ergriff das Gewehr und eilte auf den Wachtposten. So gefährlich, wie ich mir im Anfang die Sache vorgestellt hatte, war sie nun zwar nicht. Das eigentliche Lager war unversehrt, wohl aber stund das abgesonderte Zelt in hellen Flammen, seine Insassen zwischen dem Feuer und der Dornhecke bratend. Die hier untergebrachten Sträflinge hatten ihr Zelt selbst angezündet, um während der allgemeinen Aufregung entfliehen zu können. Es waren hier jedoch zwei unerschrockene Soldaten zur Bewachung postirt und der Erste, der versuchte, die Dornhecke zu durchbrechen, wurde niedergeschossen, worauf die Andern, noch vier an der Zahl, von weitern Fluchtversuchen abstunden, obschon sie vom Feuer halb gebraten wurden, in dessen Nähe sie nun unfreiwillig festgehalten waren. Als das Feuer gedämpft, wurden die Ueberlebenden in Eisen gelegt und am folgenden Tag nach Oran transportirt, um vor das Kriegsgericht gestellt zu werden. Hiemit war dieser Zwischenfall erledigt, hätte aber für uns viel unliebsamere Folgen haben können, wenn sich die übrigen Sträflinge, wie es eine Zeit lang den Anschein hatte, revoltirt hätten. Als sie jedoch sahen, daß sämmt-

liche Wachtmannschaft und die Aufseher um ihr Lager aufgestellt waren, bereit, auf Jeden zu schießen, der irgendwie zu Verdacht Anlaß geben würde, so schlüpften sie wieder in ihre Zelte und verhielten sich ruhig.

Ohne weitere wichtigere Zwischenfälle blieben wir nun in Cheurfa, bis am 6. Juni gegen Abend ganz unerwartet, aber nicht unwillkommen, eine Abtheilung vom 98. Linienregiment einlangte, um uns abzulösen. Sie überbrachten uns gleichzeitig den Befehl, am folgenden Tage abzumarschiren, um am 10. Juni eine andere, in Mascara anlangende Strafkompagnie in Empfang zu nehmen, um dieselbe über Bel-Abbes nach Teneraz, im Walde von Daya, zu geleiten und daselbst zu bewachen. Wir gaben noch am gleichen Abend die Consigne ab und rüsteten zum Abmarsch. Am 7. langten wir schon Vormittags in Saint Denis du Sig an, um folgenden Tags in Oued el Hammann zu kampiren. Es blieb uns von hier noch eine kleine Tagreise bis nach Mascara. Wir hatten aber solches Verlangen nach diesem kleinen Soldatenparadies, daß wir schon Nachts 11 Uhr wieder aufbrachen. Ohne streng zu marschiren, langten wir Morgens 5 Uhr bei der Wirthschaft zur Avantgarde an. Der Alte war zwar noch in den Federn; aber nach ein paar Kolbenstößen an seine morsche Wirthschaftsthür war er bald munter und stillte gerne unsere Sehnsucht nach seinem unübertrefflichen weißen „Mascara". Wir säumten jedoch nicht lange, denn in einer Entfernung von kaum 3 km winkte uns zu anerkannt billigsten Preisen und in guter Qualität Alles, was das Herz eines französischen Legionärs erfreuen kann. Die guten Liniensoldaten, welche während der Insurrektion die Legion in Mascara ersetzten, machten große Augen, als sie schon bei der Tagwache unsere Zelte auf dem Arabermarktplatze aufgeschlagen sahen. Rasch machten wir uns an die Wäsche und sobald wir dieselbe in der Nähe der Zelte zum Trocknen aufgehängt, gings in die Stadt, zu den von früher her bekannten Lieferanten. Da sich unsere Strafkompagnie auf dem Marsch um einen Tag verspätet hatte, langte sie erst am folgenden Tag, den 10. Juni, in Mascara an; den 11. hatten sie Rasttag, und so setzten wir uns erst am 12. wieder in Bewegung. Die Reise ging wieder über Aïn-Fekan und Mercier la Combe, und am 15. Juni langten wir wohlerhalten in Bel-

Abbes an. Während die Reise von Cheurfa nach Mascara mehr ein Spaziergang gewesen, war dies schon wieder eine unangenehmere Tour und für die Sträflinge weit bequemer als für die Wachtmannschaft. Die Ersteren marschirten ohne Gepäck frei und konnten sich des Nachts ungestört ausruhen; wir waren mit unserer Bepackung Tag und Nacht auf die uns bestimmten Plätze angewiesen, da sowohl auf dem Marsche als auch während der Nacht im Lager mit immer geladenem Gewehr stramme Wacht gehalten werden mußte, um allfälligen Entweichungsgelüsten vorzubeugen. Kaum hatten wir vor dem Thor von Mascara in Bel-Abbes unser Lager aufgeschlagen, so langten schon unsere ältern, in der Kaserne befindlichen Kameraden mit gefüllten Feldflaschen an und nach einem tüchtigen Zuge wurden rasch die gegenseitigen Erlebnisse erzählt. Unser Bataillon hatte sich seit seinem Wegzuge in Bel-Abbes in Verbindung mit der übrigen Legion im Süden der Provinz Oran mit den aufständischen Arabern herumgebalgt, ohne jedoch unter der Leitung des Obersten de Malleray große Erfolge errungen zu haben. Der wichtigste Tag war das Gefecht bei Gellalah, am 19. Mai 1881, wo die große Uebermacht der Araber zurückgeschlagen, der Proviantzug der Franzosen aber ziemlich in die Enge getrieben und schließlich ohne Bewilligung der Administration von den eigenen Truppen ausgeplündert wurde. Man munkelte bereits von einer bevorstehenden Versetzung unseres Obersten.

Ich hatte in Bel-Abbes die Wache über das Lager bis Abends 5 Uhr. Den Abend benutzte ich noch zu einem Gang in die Stadt und in die Kaserne, wo ich mir einige Lappen verschaffen mußte, um meine Kleider zu flicken, die bereits anfingen, bedenklich in die Brüche zu gehen. Nachdem ich der Cantiniere noch gute Nacht gewünscht, begab ich mich wieder in das Lager der Sträflinge, um am folgenden Morgen mit ihnen nach Teneraz, 26 km von Bel-Abbes, abzumarschiren. Das Lager wurde mitten im Walde, etwa 4 km vom Dorfe entfernt, aufgeschlagen. Es wurde hier eine Korrektion der Straße nach Daya ausgeführt, zu welchen Arbeiten die Sträflinge beordert waren. Die ersten Nächte waren nicht zum Schlafen eingerichtet. Die Hyänen waren hier äußerst zahlreich vertreten und jeden Augenblick wurde man durch ihr markdurchdringendes Geschrei, vermischt mit dem Ge-

heul der immer hungrigen Schakale, geweckt. Es hielt ziemlich schwer, sich so ganz daran zu gewöhnen; aber in der Legion gewöhnt man sich schließlich an Alles.

Die Sträflinge, die wir hier zu bewachen hatten, waren nicht gerade bösartig; es wurden während einem Monat nur vier Fluchtversuche gemacht, von denen einer gelang. Der Wachtdienst war aber gleichwohl äußerst beschwerlich. Da verschiedene Arbeitsplätze eröffnet waren, brauchte es viel Wachtmannschaft, und unsere Abtheilung war absolut zu schwach. Die Soldaten mußten je den zweiten Tag auf die Wache und hatte dann innert vierundzwanzig Stunden ein Jeder seine achtzehn Stunden Posten zu stehen; es ist dies keine Kleinigkeit, wenn man die Augen immer offen behalten muß. Es ist daher leicht begreiflich, daß sie diesen Dienst bald satt haben; sie erklärten auch ganz ungenirt, daß wenn wir länger als einen Monat hier bleiben müßten, sie einfach davon laufen würden, da sie vorzögen, im Arrest zu sitzen, als hier einen solchen Dienst zu verrichten. Der Detaschementschef stellte daher an den Platzkommandanten von Bel-Abbes ein dringendes Gesuch, für Ablösung zu sorgen, welchem Gesuche dann am 12. Juli entsprochen wurde. Wir marschirten noch den gleichen Abend ab, nur um das Lager der Sträflinge im Rücken zu haben, und kampirten bei einer an der Straße nach Bel-Abbes befindlichen Zisterne. Am Morgen des 13. Juli langten wir in ziemlich zerlumptem Zustande in Bel-Abbes an. Daselbst war mittlerweile das erste Bataillon eingerückt, um sich nach seinen Strapazen im Süden frisch einkleiden zu lassen. Wir wurden nun in dasselbe eingetheilt und blieben in Bel-Abbes bis am 27. Juli. Schon Mitte Juli war unser Oberst de Malleray durch den Obersten de Negrier ersetzt worden. Obschon wir denselben noch nicht kannten, hatte er sich bald durch sein Auftreten das Zutrauen sämmtlicher Soldaten erworben und die Zukunft belehrte uns, daß er dasselbe im größten Maße verdiente.

Die äußersten vorgeschobenen Posten der französischen Truppen stunden zu dieser Zeit im Ras Elma, Las Mina und Geryville. Die beiden ersteren waren während den Unruhen bezogene Lagerplätze und in regelmäßiger Verbindung mit den nächstgelegenen Garnisonen und auch nicht weit von bewohnten Ortschaften entfernt, während sich in Geryville ein ständiger vorgeschobener Posten

befand, mit starker Redoute, Administrationsgebäude und Spital, in einer Entfernung von fünf Tagereisen von der nächstgelegenen bewohnten Ortschaft. Das dazwischen liegende Terrain bildete den Herd der Insurrektion, und aus diesem Grunde waren die Zufuhren nach Geryville seit einigen Monaten unterbrochen und das Ausgehen der Lebensmittel bevorstehend. Unser Bataillon wurde beordert, einen von Saïda aus abgehenden Konvoi zu decken und hernach vorläufig in Geryville zu bleiben. Diese Expedition durch vom Feinde fortwährend durchstreiftes Terrain war von größter Wichtigkeit, und de Negrier war bestimmt, dieselbe zu leiten. Da die Zeit drängte, sollte der Konvoi am 28. Juli von Saïda abgehen und so kam es, daß etwas für die Legion bis dahin Unerhörtes geschah: wir wurden auf der Eisenbahn von Bel-Abbes nach Saïda befördert, wodurch uns sieben mühevolle Tagereisen erspart wurden. Am frühen Morgen des 27. Juli stiegen wir in Bel-Abbes ein, um nach ununterbrochener Fahrt Abends gegen 5 Uhr in Saïda anzulangen. Hier vernahmen wir, daß der Konvoi erst in Taffaroi, 28 km von Saïda, vollständig formirt werden solle und wir am nächsten Morgen per Bahn dorthin spedirt würden. Wir mochten unsern Schuhsohlen diese Marschart wohl gönnen und dampften des andern Tags gemüthlich nach Taffaroi ab, um daselbst den Konvoi vollständig verladen zu helfen, was bis um Mittag des folgenden Tages andauerte. Der ganze Konvoi bestand aus sechsundneunzig Wagen und sechshundert Kameelen. Ein jeder Wagen war mit acht Pferden oder Maulthieren bespannt. Wenn man bedenkt, daß die Zugthiere nicht wie bei uns paarweise, sondern eines vor dem andern angespannt werden, und die einzelnen Wagen der schlechten Straßen wegen sich immer auf einige Distanz entfernt folgen müssen, kann man begreifen, daß der ganze Zug eine Länge von wenigstens 5 km einnahm. Unser Bataillon als Bedeckung wurde noch verstärkt durch zwei Kompagnien Linientruppen, welche aber aus Schonung ohne Sack marschirten, zwei Kompagnien algerischer Tirailleurs (Türkos), eine Eskadron Spahis und eine Eskadron afrikanischer Jäger. Nach dem Befehle des Obersten de Negrier sollten wir die erste Nacht in Grallfalah, einem von den Insurgenten zerstörten Dorfe, in einer Entfernung von 10 km von Taffaroi, kampiren. Die ganze Kolonne brach daher um 3 Uhr

Nachmittags auf. Wir hatten bald genug Gelegenheit zu bemerken, daß die Begleitung eines Konvoi weit langweiliger und ermüdender ist, als ein gewöhnlicher Marsch von Fußtruppen. Da sich die Wagen in den verschiedenen Terrainverhältnissen und auf schlechter Straße nicht gleichmäßig fortbewegen können, die Truppen sich aber nach dem Konvoi richten müssen, so wird auch der Marsch derselben ein höchst ungleichmäßiger. Es empfindet dies schon ein gewöhnlicher Fußgänger, vielmehr aber der Soldat mit unvernünftig schwerer Bepackung. Unsere Kompagnie verspürte allerdings den ersten Tag von diesen Dingen nicht viel, da wir die Vorhut bildeten und in 2½ Stunden am Bestimmungsort anlangten, unsere Zelte aufschlugen und einen Kaffee abkochten. Die Suppe hatten wir schon vor dem Abmarsche abgekocht. Nachdem wir uns noch mit Wasser für den folgenden Tag versehen hatten, begaben wir uns zur Ruhe, vorausgesetzt, daß man die Wache beim Konvoi, Zelt-, Polizei- oder sonst eine Wache als Ruhe betrachten will. Irgend eine Wache gab es während diesem Marsche alle Nächte, wenigstens für die Legion. Am andern Morgen war die Tagwache schon früh; zwar vorerst nicht von Tambouren und Clairons, sondern von unsern Kameelen. Dieselben haben nämlich die unangenehme Gewohnheit, während der Belastung ihr unharmonisches, klägliches Gebrüll aus Leibeskräften ertönen zu lassen. Ein solches Gebrüll von sechshundert Kameelen ist wohl im Stande, Todte aufzuwecken. Nach dem Tagesbefehle sollte heute in El May abgekocht, die Pferde daselbst getränkt und hernach noch 8 km weiter marschirt werden, um den Marsch des folgenden Tages etwas zu erleichtern. Die Terrainverhältnisse waren für den Konvoi günstig, so daß wir schon gegen 11 Uhr in El May anlangten. Es befand sich hier nichts als ein zirka 50 m tiefer Brunnen mit einer hohen Umfriedungsmauer zum Schutze für kleinere Detaschemente. Der großen Tiefe des Brunnens wegen ging das Wasserschöpfen nur langsam vor sich. Zuerst wurde das nothwendige Wasser für die Suppe vertheilt, worauf die Thiere getränkt wurden. Unser Trinkwasser für den folgenden Tag und den Morgenkaffee sollten wir hernach beziehen. Den größten Durst löschten wir nothdürftig mit einigen Tropfen, die beim Tränken der Thiere verloren gingen, d. h. von denselben aus den Tränkekübeln nicht

vollständig aufgesogen werden konnten. Plötzlich kam der Befehl, daß in einer halben Stunde abmarschirt werden müsse, für uns eine sehr unangenehme Ueberraschung. Unsere Feldflaschen waren noch sämmtlich leer, der Brunnen erschöpft und bis zum andern Abend kein Wasser mehr in Aussicht; zudem war die Suppe noch nicht fertig, das Fleisch nicht einmal halb gekocht. In der Eile tranken wir die siedende Bouillon, schlugen die Zelte ab und machten uns marschbereit. Es ging Alles mit einer solchen Hast, daß wir nicht einmal recht Zeit zum Schimpfen hatten. Das langsame Wasserschöpfen hatte so viel Zeit in Anspruch genommen, daß wir eilen mußten, um noch vor der Dunkelheit an den Bestimmungsort zu gelangen. Daselbst angekommen, hatten wir auch nur Zeit, die Zelte aufzuschlagen und die Nacht war eingebrochen. Unsere Aussichten für den folgenden Tag waren geradezu schlecht. Hunger und Durst von heute waren noch nicht gestillt und noch hatten wir einen ganzen Tagmarsch ohne Wasser vor uns. Zur Bereitung des Morgenkaffees brauchten wir kein Brennmaterial zu sammeln, da das Wasser für denselben ebenfalls fehlte. Ich dachte an den einstigen Bierüberfluß und stellte so in Gedanken das Gleichgewicht wieder her, was aber nicht verhinderte, daß ich die ganze Nacht von der Sündfluth träumte und obschon ich vermeinte, sämmtliche Wasserströme hinunterzuschlucken und die Arche Noah auf den Strand laufen zu sehen, blieb meine Kehle doch gleich trocken. An Stelle des Morgenkaffee ließ unser Oberst ein Viertelliter Wein per Mann aus dem Konvoi vertheilen, was zwar den Durst nicht löschte, wohl aber den guten Willen wieder um ein Bedeutendes hinaufschraubte. Wir mochten etwa drei Stunden marschirt sein, als die Soldaten, welche diesen Weg schon zurückgelegt hatten, ausriefen: „Jetzt kommen wir an den See!“ und wirklich meinte man in der Ferne eine große Wasserfläche zu sehen, aus der sich die Sonnenstrahlen zurückwarfen. Aber die Vegetation war so schwach und die ganze Gegend so öde, daß man sich unmöglich in der Nähe von Wasser vermuthen konnte. Doch unsere Geduld und Ausdauer sollte noch auf eine harte Probe gestellt werden. Je länger wir marschirten, desto mehr schien sich der Wasserspiegel von uns zu entfernen, bis wir unversehens in den von uns geträumten See wateten, aber ohne naß zu werden; denn was war's? eine

unabsehbare Fläche feuchten Sandes mit einer Salpeterkruste überzogen, was, aus der Ferne betrachtet, in den Sonnenstrahlen glitzernd, dem Wasserspiegel eines Sees täuschend ähnlich gesehen hatte. Ein solcher Salpetersee zieht sich in der Richtung von Osten nach Westen mit einigen Unterbrechungen durch die ganze Provinz Oran und setzt sich noch in Marokko fort. Unsere Hoffnung auf Erfrischung verlief sich also diesmal nicht im Wasser, sondern im Salpeter. Nur langsam bewegte sich der Konvoi durch den Sand, so daß wir genöthigt waren, jede halbe Stunde Halt zu machen, damit das Ganze irgendwie als solches marschire. Wir hatten heute zum ersten Mal Gelegenheit, unsern Obersten de Negrier zu bewundern. Auf seiner großen englischen Stute war er überall, wo etwas aus dem Leim gerathen war, traf ruhig die nöthigen Anordnungen, sprach den zu Tode erschöpften Soldaten in väterlicher Weise Muth und Ausdauer zu und ehe man sich's versah, war er wieder am andern Ende der Kolonne. Nach 10 Uhr wurde ein allgemeiner Halt von einer halben Stunde angeordnet und per Mann wieder ein Viertelliter Wein verabfolgt, worauf der Marsch wieder in der gleichen Weise wie vorher fortgesetzt wurde. Die ganze Kolonne hatte etwas Unheimliches; sämmtliche Gesichter waren mit einer Salpeterkruste überzogen, was ihnen ein wahrhaft geisterhaftes Aussehen verlieh, und ausdruckslos glotzten die Augen aus ihren Höhlen. Es war nicht mehr das Gefühl der militärischen Disziplin, noch weniger die Furcht vor Strafe, was uns zusammenhielt, sondern einzig der Gedanke an die eigene Selbsterhaltung. Jedem war klar, daß, wenn er nicht mit der Kolonne marschire, er in der weiten Oede unrettbar verloren sei. So schleppten wir uns in der brennenden Julihitze weiter, kaum beachtend, daß wir aus dem Salpeter in heißen Sand gelangt waren. Mancher hatte schon mit gierigen Zügen den eigenen Urin verschluckt und immer war noch nichts von Sfisifa, unserm Bestimmungsort, zu sehen. Da mit einem Male kam wieder neues Leben in unsere Glieder, frische Hoffnung gab uns neuen Muth. De Negrier hatte eine Ordonnanz nach Sfisifa abgesandt. Daselbst war außer der Disziplinarkompagnie der Legion eine Abtheilung Husaren stationirt. Beim Einlangen des Berichtes unseres Obersten sammelten dieselben sämmliche vorhandenen Feldflaschen ein, füllten sie mit

Wasser und kamen uns im Galopp entgegen. Es war zwar nicht viel, was es auf den Mann traf, aber wir wußten nun, daß wir in der Nähe von Sfisifa angelangt, und nicht lange dauerte es, so kamen die Disziplinäre mit vollen Eimern und Kesseln anmarschirt und nach zirka einer Stunde langten wir am Bestimmungsort an, da wir nun nicht mehr auf den Konvoi zu achten brauchten.

Sfisifa ist ein rein militärischer Punkt, der zu dieser Zeit von der Disziplinarkompagnie der Legion besetzt war. Es befindet sich daselbst eine starke Quelle, deren Wasser zwar ein wenig salpeterhaltig, aber doch leicht genießbar ist. Die ganze Gegend ist auf größere Distanz von Sandhügeln umgeben. Von Holz ist hier keine Spur zu entdecken und doch mußte abgekocht werden. Auf Anleitung der Disziplinäre wühlten wir an verschiedenen Stellen, wo sich gewöhnlich die vorbeiziehenden Karawanen lagerten, im Sande herum und hatten bald einen Haufen trockenen Kameelmistes ans Tageslicht gefördert, womit ein prächtiges Glühfeuer unterhalten werden konnte, und bald war die Abkocherei im besten Gange. Die Wache wurde uns für diese Nacht erspart, da die Disziplinarkompagnie dieselbe lieferte. Am Morgen faßten wir für weitere zwei Tage Lebensmittel. Wir marschirten erst um 7 Uhr ab, da wir heute nur 12 km zurückzulegen hatten, um in Cadra zu kampiren. Es befinden sich hier zwei Quellen guten Trinkwassers, die sich aber bald im Sand verlaufen. Nach dem Tagesbefehl sollten die Wagen noch gleichen Tages bis auf das Hochplateau von Benedab befördert werden. Die Entfernung bis zu Anfang des Plateau beträgt nur 6 km, jedoch mit fortwährender bedeutender Steigung. Als Bedeckung war sämmtliche Kavallerie, die Linientruppen, die Tirailleurs und ein Peloton der Legion bestimmt. Es wurde daher sofort abgekocht und um 2 Uhr Nachmittags setzten sich die bezeichneten Abtheilungen in Bewegung. Wir Zurückgebliebenen pflegten nun der Ruhe, die wir um so nöthiger hatten, da wir am folgenden Tag 36 km abzureißen hatten. Unser Peloton und das bereits nach Benedab abgegangene Peloton der Legion waren als Nachhut kommandirt, welcher Dienst jedoch dadurch bedeutend erleichtert wurde, daß die Wagen schon einen Vorsprung hatten. Es blieben uns zwar noch die Kameele zu bewachen, und daß dieselben rasch

genug marschirten, dafür sorgten die Treiber schon, da sie aus Erfahrung wußten, daß wir auf sie und nicht auf die Kameele losschlugen, wenn deren Gangart nicht rasch genug war. Unser nächster Bestimmungsort war Grenelgazir. Da unsere Kompagnie als Nachhut nicht vor Einbruch der Nacht daselbst anlangen konnte, war bestimmt, daß wir in Benedab, einem gegen die Araber befestigten Brunnen, 12 km von Cadra entfernt, abkochen sollten. Wir marschirten um 5 Uhr ab, gelangten nach etwa anderthalb Stunden auf das Plateau und zirka anderthalb Stunden später an die bereits genannte Haltstation. Unser zweites Peloton hatte das für uns nöthige Wasser schon geschöpft. Mit dem Abkochen brauchten wir nicht zu pressiren, da der Konvoi auch ohne uns stark genug bedeckt war und wir sicher waren, die letzten Wagen schon im Laufe des Nachmittags einzuholen. Wir nahmen daher die uns noch verbleibenden 24 km erst nach 11 Uhr in Angriff, stießen schon um 3 Uhr auf die hintersten Wagen und langten infolge langsamen Vorrückens derselben erst um 10 Uhr Nachts in Grenelgazir an. Die übrigen Truppen hatten sich schon längst zur Ruhe begeben; in der stockdunkeln Nacht war nicht mehr ans Holzsammeln zu denken und so legten wir uns ohne Kaffee nieder, uns nicht einmal die Mühe nehmend, die Zelte aufzuschlagen. Es verblieb uns nun noch eine Tagereise von 28 km bis Geryville. Unsere Kompagnie hatte wieder die Nachhut, mit dem Befehl, erst zwei Stunden nach der Vorhut aufzubrechen. Wir konnten auf diese Weise am Morgen etwas länger der Ruhe pflegen und noch vor Abmarsch die Feldflaschen füllen, was am Abend der großen Dunkelheit wegen nicht mehr möglich gewesen war. Nachdem wir einigermaßen gestärkt den Marsch wieder angetreten hatten, langten wir gegen Mittag in Aïn-Sefan an, wo wir uns an frischem Quellwasser und einem Kaffee erlabten. Den Konvoi hatten wir schon unterwegs eingeholt, da die erste Hälfte des Weges nur mit großen Schwierigkeiten befahren werden konnte. Von hier aus hatten wir noch 10 km in der Ebene und 5 km durch den vor Geryville liegenden Engpaß zurückzulegen, was bei der hier gut erhaltenen Straße nicht mehr mit großer Mühe verbunden war.

Geryville ist, wie schon früher bemerkt, ein großes Araberdorf mit ständiger militärischer Besatzung. Es liegt im Anfange

einer nicht sehr ausgedehnten, von schroffen Hügelzügen abgegrenzten Ebene. Die reichhaltigen Quellen werden mit vollem Recht als das beste Trinkwasser der Provinz Oran gerühmt. Die in geschützter Lage liegenden, von diesen Quellen bewässerten Gärten sind sehr fruchtbar. Das übrige Land ist sowohl der Trockenheit als des durch den Sirocco aus der Wüste herangetriebenen, oft mehrere Tage anhaltenden Sandregens wegen nicht kulturfähig. Die Bevölkerung besteht aus Arabern und Franzosen, welche letztere aber mit geringen Ausnahmen Alle unter polizeilicher Aufsicht stehen und von Staats wegen hieher befördert wurden. Aus freiem Antrieb wagt sich selten ein Zivilisirter in diesen abgelegenen, unwirthlichen Erdenwinkel.

Die militärische Besatzung bestand nun aus dem ersten und zweiten Bataillon der Fremdenlegion, einem Bataillon des 81. Linienregimentes, einem Bataillon Tirailleurs, zwei Schwadronen Spahis, einer Abtheilung Artillerie, Train-, Sanitäts- und Verwaltungstruppen und endlich der Goumes. Diese Letztern sind Araber in ihrer Landestracht und dienen gegen gute Bezahlung als Spione, Führer und Postreiter. Die Linientruppen und die Tirailleurs besorgen den Platzwachtdienst, das zweite Bataillon der Legion die Rekognoszirungen und unser Bataillon marschirte alle 14 Tage nach Sfisifa, um die nun regelmäßig von Saïda anlangenden Konvois in Empfang zu nehmen und nach Geryville zu geleiten. Abgesehen von einigen Unruhen in Sidi-Scheikh (einem heilig gehaltenen Orte der Araber), die jedoch immer bald vom zweiten Bataillon der Legion bewältigt wurden und schließlich die Zerstörung der Ortschaft zur Folge hatten, blieben wir von den Arabern unbeläſtigt, da sich dieselben mehr in die westlicher gelegenen Theile des großen Atlas zurückgezogen hatten. Sie dort ruhig gewähren zu lassen, war aber nicht die Meinung der französischen Generäle. Während schon früher eine größtentheils aus Zouaven und Tirailleurs bestehende Kolonne mehr westlich von uns nach dem Süden vorgedrungen war, erhielten die zwei in Geryville stationirenden Bataillone der Fremdenlegion den Befehl, sich in Begleitung der daselbst liegenden Artillerie, Kavallerie, Sanitäts- und Verwaltungstruppen am 21. Oktober 1881 in Marsch zu setzen, um mit der bereits gemeldeten Kolonne in Verbindung zu treten. Gleichzeitig sollten wir für fünfzig Tage

Lebensmittel sowohl für die Mannschaft als für die Pferde und Maulthiere, sowie die großen Zelte zu einem vollständigen Lager, mit Ambulancen, Feldbäckereien ꝛc. nebst der voraussichtlich nöthigen und Reservemunition mit uns führen. Unserm Konvoi wurde gleichzeitig ein solcher von Lebensmitteln für die andere Kolonne mitgegeben. Auf dem Wege, den wir einschlagen mußten, war es nicht möglich, alle Tage zu Wasser zu gelangen, so daß wir solches auf Vorrath mit uns führen mußten, wozu allein wir einiger Hundert Kameele bedurften. Von Wagen war hier keine Rede, da keine Straßen existirten. Der ganze Konvoi zählte über vier Tausend Kameele.

Am festgesetzten Tage (21. Oktober) setzte sich die Kolonne unter dem Kommando des Obersten de Negrier in Bewegung. Ohne Rasttag marschirten wir über Aïn-Lorach, Aïn-Colida (Harpa Oued), Tiarem, Gellalah und Haßlah, um am 28. Oktober in Djuth anzulangen, wo endlich nothgedrungen Rasttag gemacht wurde. Bei der unvernünftigen Bepackung, mit Tagereisen von oft über 40 km und überdies noch strengem Nachtdienst in unsicherm Terrain war ein großer Theil der Mannschaft so erschöpft, daß eine Fortsetzung des Marsches ohne Rasttag unmöglich gewesen wäre. Zwei Soldaten unserer Kompagnie mochten die Strapazen dieses Marsches vorausgesehen haben. In der Hoffnung, den Winter in Geryville zubringen zu können, fehlten sie beim Appell am Abmarschtage. Als sie sich jedoch am Abend wieder stellten, wurden sie mit vollständiger Bepackung einigen Goumes übergeben, mit auf den Rücken gefesselten Händen und einem Strick um den Hals an den Schweif eines Pferdes gebunden und so der Kolonne nachgeführt. Als wir am dritten Tage von Aïn-Lorach abmarschirten, langten sie bei uns an und mußten den Marsch mit uns fortsetzen. Der Eine von ihnen hat sich dann einige Tage später erschossen. Er war übrigens nicht der Einzige, der sich dieses Lebensende auswählte; da den Nachzüglern unbarmherzig Gewehr, Munition und Reserve-Lebensmittel abgenommen wurden, so hatten sie keine andern Aussichten, als sich von den arabischen Streifbanden, die unserer Kolonne wie die Hayfische einem Schiffe folgten, nach vorherigen fürchterlichen Qualen den Hals durchschneiden zu lassen. In Haßlah erhielten wir Zuwachs durch das vierte Bataillon der Fremdenlegion,

welches hier mit zirka tausend Kameelen zu uns stieß. Vom gleichen Orte bleibt mir noch ein für uns lustiger Zwischenfall anzuführen. Wir hatten die Nacht vorher in Gellalah, einem Araberdorf, kampirt. Es war dies das erste Dorf und überhaupt die ersten menschlichen Wohnungen, die wir seit unserm Abmarsch von Geryville angetroffen hatten. Die Bewohner daselbst boten Datteln, Feigen und Granaten zum Verkaufe aus, welche wir ihnen auch zu ordentlichen Preisen abnahmen. Hievon hatten die den Franzosen feindlich gesinnten Bewohner von Klein-Gellalah Kenntniß erhalten, und wollten auch ihren Schnitt an uns machen. Kurz nach unserer Ankunft in Haßlan langten auch sie mit einer Karavane mit Früchten beladener Esel an und boten uns die ersteren zum Verkaufe an, verlangten aber unverschämt hohe Preise. De Negrier hatte hievon Kenntniß erhalten, steckte sich rasch in einen Araberanzug, und mengte sich unter die Verkäufer, um sich persönlich von ihrem Treiben zu überzeugen. Unvermerkt gab er uns die Erlaubniß, die feilgebotenen Früchte ohne Bezahlung zu behändigen, was keiner weitern Aufforderung bedurfte. Im Augenblick hatten wir uns der vollen Säcke bemächtigt, immerhin nicht, ohne daß einige der Araber ihre Messer zuckten, womit sie aber nicht mehr ausrichten konnten, als eine Tracht Prügel einheimsen. Zu guter Letzt kamen noch unsere Kameelstreiber und wollten auch ihren Antheil haben; da wir uns aber schon der Datteln- und Feigensäcke bemächtigt hatten, fielen sie über die Verkäufer her, zogen ihnen die Kleider vom Leibe und schickten sie nackt wieder dorthin, wo sie hergekommen waren. Die Esel behielten wir in den Sektionen zurück und sie wurden dem Ordinärechef zur Verfügung gestellt. Da viele von unserer Mannschaft am Durchfall litten, leisteten die Datteln vorzügliche Dienste; auch die gegen den Durst ausgezeichneten Granaten kamen uns trefflich zu statten, da wir die folgenden zwei Tage in wasserloser Gegend marschiren mußten. In Djuth angelangt, ging das Gerücht, es solle hier ein bleibendes Lager errichtet werden, mit Zurücklassung der Administrations- und Sanitätstruppen, eines Theils der Artillerie und Kavallerie, sowie des vierten Bataillons der Fremdenlegion. Eine vorgenommene Rekognoszirung fiel aber ungünstig aus und es wurde beschlossen, dasselbe erst in Aïn-Sefra, 18 km von Djuth, zu erstellen, trotz des prächtigen Waldes von Dattel-

palmen, die gerade von reifenden Früchten strotzten, während uns von Aïn-Sefra her nur unheimliche Sandberge entgegenwinkten. Nach gut ausgenütztem Rasttage marschirten wir am 30. Oktober auf Aïn-Sefra, wo nun wirklich ein großer Theil der Kolonne zurückblieb, um hier ein festes Lager zu errichten. Das erste und zweite Bataillon der Legion mit einem großen Theil des Konvoi setzte den Marsch über Aïn-Sfisifa weiter fort, um am dritten Tage zu der bereits früher erwähnten Kolonne zu stoßen. Dieselbe hatte eine festes Lager errichtet, welches uns unter dem Namen „Camp fixe“ bekannt war und sich bereits im Gebiete des großen Atlas befand. Von hier aus ging nun eine eigentliche Araberjagd an, welche gegen zwanzig Tage dauerte und äußerst mühsam und aufreibend war. Die Araber hatten sich mit sammt ihren Heerden, Kind und Kegel in das zerklüftete Gebiet des großen Atlas, von welchem mir als für uns wichtige Punkte noch der Djebel Mograr und der Djebel Amour in Erinnerung geblieben sind, zurückgezogen. Obgleich uns an Zahl weit überlegen, liebten sie doch nicht, mit unsern guten Waffen in zu nahe Berührung zu kommen, und es gelang auch nur der Legion, Dank der umsichtigen Leitung unseres unermüdlichen und energischen Obersten de Negrier, unter verschiedenen Malen größere feindliche Abtheilungen mit ihren kolossalen Schafheerden, die oft mehrere Tausend Stück zählten, einzuschließen und an die Hauptkolonne abzuliefern, von wo aus sie dann weiter nördlich spedirt wurden. Große Massen arabischer Zelte, sowie kostbare Tücher und Teppiche, mußten der Umständlichkeit des Transportes wegen und um nicht wieder in die Hände anderer feindlicher Abtheilungen zu fallen, verbrannt werden. Diese Zeit war auch für unsern Magen eine höchst abwechslungsreiche. Wir steckten oft einige Tage lang bis zu den Ohren im saftigsten Hammelbraten und handkehrum, wenn die Heerden abgeliefert waren und während unserer fortgesetzten Jagd bei täglich veränderter Stellungnahme der reglementarische Proviantzuzug ausblieb, hatten wir oft nicht mehr einen leeren Knochen zum Nagen und das Brot oder die Biskuits waren auch immer zum Voraus aufgezehrt. Auf den Höhen des Djebel Mograr waren wir in einer solchen Lage überglücklich, auf reife Eicheln zu stoßen, welche wir auf der Gluth brieten und als Leckerbissen verzehrten. Selbst de Negrier, welcher immer sehr

4

wenig Bagage mitführte und demzufolge mit seinen Lebensmitteln auch ausgekommen war, theilte unsere Mahlzeit mit großem Appetit. Trotz aller Strapazen waren wir aber gleichwohl immer wohlgemuth, denn wir waren sichtbar vom Glücke begünstigt. Während die Zuaven und Tirailleurs oft mit blutigen Köpfen heimgeschickt wurden und eine beträchtliche Anzahl an Todten und Verwundeten zu beklagen hatten, traf die Legion nie ein ernstlicher Unfall, so daß die bedeutenden glücklichen Erfolge, die wir auf allen unsern Streifzügen hatten, unserm verehrten de Negrier viele Neider unter den Truppenführern verursachten, die auch nicht unterließen, ihre unterdrückte Wuth an uns armen Soldaten loszulassen, wenn sich ihnen die Gelegenheit dazu bot. Einer dieser Hauptheldenwar General Colonieu, unter dessen Befehl unser Bataillon kurz nachher in Aïn-Sefra lag, während de Negrier mit dem zweiten und vierten Bataillon nach Aïn-Ben-Khelil und Mescheria abgezogen war, um sich mit dem ebenfalls in dieser Gegend stationirenden dritten Bataillon der Legion in Verbindung zu setzen. Nach vielen Kreuz- und Querzügen im großen Atlas langten wir über el Oued Sun und Djuth am 26. November wieder in Aïn-Sefra an, um uns daselbst durch fortgesetzte Fortifikationsarbeiten, Erstellung von Fahrstraßen und dergleichen von unsern Strapazen auszuruhen. Bisher hatten wir in den Bergen immer schönes und mildes Wetter gehabt und das Brennmaterial fehlte uns nie. In und um Aïn-Sefra aber waren nichts als Sanddünen und das Holz mußte aus einer 10 km entfernten Schlucht hinzugeschleppt werden. Den Tag über, wenn die Sonne schien, war's freilich angenehm im durchwärmten Sande; um so unerträglicher waren aber die Nächte. Der Sand wird in den Winternächten so kalt, daß ich immer vorziehen würde, vier Stunden im Schnee auf Wachtposten zu stehen, als nur zwei Stunden im Sande. Da die Gegend noch für sehr unsicher galt, war während der Nachtzeit für jede Schildwache ein Standort bestimmt, von welchem sie sich nicht bewegen durfte. Wurde man endlich nach ewiglangen zwei Stunden mit halberfrornen Gliedern abgelöst, so hatte man keine andere Wahl, als sich auf einer dünnen Halbdecke im Freien niederzulegen, da das Aufschlagen der Zelte auf den Feldwachen verboten und an Feuermachen kein Gedanke war. Im Lager sah man die Soldaten während der Nachtzeit

oft dutzendweise um die Zelte herumspringen, um sich im Laufschritt ein wenig zu erwärmen. Mit den Lebensmitteln waren wir hier sehr knapp. Wir bezogen von der Administration das vorgeschriebene Brod oder Biskuits, Fleisch, Kaffee, Zucker und Salz. Andere Lebensmittel waren nicht aufzutreiben. Da die ohnehin leichten Araberöchslein, von denen wir immer eine beträchtliche Anzahl mitführten, in der weiten Sandfläche und während des Winters nur äußerst wenig Nahrung fanden, waren sie bis auf Haut und Knochen abgemagert und unsere Rationen so schwach, daß wir eine zeitlang nur Abends eine magere Suppe bereiten konnten. Die Morgensuppe fiel gänzlich weg. Hin und wieder wurde uns konservirtes Fleisch geliefert, das zwar nicht schmackhaft, aber für unsere Mägen angenehmer war als die leeren Knochen, welche wir als frisches Fleisch bezogen. Das für zwei Tage berechnete Brod oder Biskuits war auch immer am ersten Tage alle. Wer Fasttagssünden auf dem Gewissen hatte, konnte hier abbüßen und zudem noch auf Vorrath fasten. Während solchen magern Zeiten kam es hin und wieder vor, daß sich Einzelne an den für die Kompagnie bezogenen Lebensmitteln vergriffen. Um solchen Gelüsten vorzubeugen, wurden die Fehlbaren, anstatt daß man dieselben, wie sonst üblich, mit Gefangenschaft bestrafte, der Kompagnie anheimgegeben. Der Delinquent wurde nackt ausgezogen und von einigen Soldaten, die sein Gesicht in den Sand drückten, auf dem flachen Erdboden festgehalten. Mann für Mann marschirte die ganze Kompagnie, mit Zeltstricken, Lederriemen oder dergleichen bewaffnet, auf und versetzte dem Fehlbaren je nach Uebereinkunft einen oder mehrere kräftige Hiebe auf den nackten Körper, so daß schon nach den ersten Streichen das Blut aufspritzte. Wer einen Kameraden schonen wollte, verfiel dem gleichen Schicksal. Man sollte glauben, ein einziges Beispiel hätte genügt, um für alle Zeiten derartigen Uebergriffen vorzubeugen; aber der Hunger war so groß, daß während der schlimmsten Zeit alle Tage, ja oft zweimal im Tag, die eine oder andere Kompagnie jene Exekution zu vollziehen hatte.

Um die gleiche Zeit kam die bereits geschilderte „Crapodine" in die Mode. In Ermangelung von Gefangenschaftslokalen oder hinreichender Wachtmannschaft wurden die mit Zellenhaft Bestraften an Händen und Füßen gebunden, ohne Decke, bei Wasser und

Brod, unter freiem Himmel in den Sand gelegt und ohne den geringsten Schutz Tag und Nacht, oft Wochen, ja Monate lang dem schärfsten Temperaturwechsel ausgesetzt. Gewöhnlich nur zweimal in der Woche erhielten sie die übliche Soldatenkost. Solche Unglückliche, welche längere Zeit an der Crapodine liegen mußten, mußten oft als Krüppel in das Spital getragen werden. Zur Winterszeit kam es nicht selten vor, daß am Morgen der eine oder der andere erfroren aufgefunden wurde, während zur Sommerszeit solche unmenschlich Bestrafte von der glühenden Sonnenhitze im heißen Sande förmlich geröstet wurden.

Eine kurze Unterbrechung von diesem unangenehmen Lagerleben genoß unsere Sektion in den ersten Tagen des Monats Dezember. Wir wurden beordert, am 3. Dezember eine Abtheilung Genietruppen auf den Djebel Eysa zu begleiten, um derselben während der Errichtung einer Barake für den optischen Telegraphen als Bewachung zu dienen. Nach dreistündigem angestrengtem Marsche langten wir auf der Spitze des pyramidenförmig aus flacher Ebene aufgebauten Berges an. Unser Dienst war nicht streng, da wir nur während der Nacht einen einzigen Wachtposten zu stellen hatten. Die Lebensmittel sollten täglich durch einen Trainsoldaten, welchem zwei Maulthiere zur Verfügung standen, in Aïn-Sefra geholt werden. Ueberdies hatten wir immer für zwei Tage Reserve-Lebensmittel in Rechnung, die aber schon längst aufgezehrt waren. Den ersten und zweiten Tag hatten wir prächtiges Wetter; jedoch schon am dritten Morgen war der Himmel mit einem leichten gleichmäßigen Schleier überdeckt und Nachmittags hatten wir den stärksten Schneesturm. Das große Zelt der Geniesoldaten flog über den Berg hinunter und nicht lange dauerte es, so hörten wir unser wie gewöhnlich im Freien gelassenes Küchengeschirr und einzelne Gamellen den gleichen Weg antreten. Die ganze Nacht über mußten wir unsere kleinen Zelte festhalten, um dieselben nicht ebenfalls dem Sturm zur Beute zu lassen. Zwei Tage dauerte dieses Unwetter fort, ohne daß es eine Möglichkeit gewesen wäre, nach Aïn-Sefra zu gelangen, um die Lebensmittel zu holen. Endlich am dritten Morgen hellte sich das Wetter wieder ein wenig auf und bald erhielten wir Ordre zur Thalfahrt. Wir waren aber übel zugerichtet. Vier von unsern Leuten mußten wegen erfrorenen

Füßen auf den Eseln hinunter befördert werden und wir übrigen waren fast nicht mehr im Stande, unsere Tornister zu schleppen. Unser Koch hatte noch gemahlenen Kaffee auf sich, welcher wegen des Unwetters auf dem Berge nicht hatte zubereitet werden können. Wir suchten wieder einiges Küchengeschirr zusammen, machten an einer geschützten Stelle Halt, brachten mit Mühe etwas dürres, aber nasses Gras in Flammen und bald gelangte unser vergöttertes Getränk, welches ich früher so oft als „Weibertrost" verschimpft hatte, ins Sieden. Nach kurzer Rast stiegen wir dann vollends in die Ebene hinunter, wo uns unser Hauptmann entgegengeritten kam. Gutmüthig wie immer kraute er nach seiner Gewohnheit in seinem Backenbärtchen und fragte den Wachtmeister nach unserm Befinden. Da ihm nur vier Mann mit erfrorenen Füßen gemeldet wurden, von Todten aber nicht die Rede war, trabte er, vergnügt über das günstige Resultat unserer Exkursion, wieder dem Lager zu, daselbst Befehl ertheilend, uns eine tüchtige Suppe zu bereiten. Damit war die Geschichte fertig und Nachmittags mußten wir wieder mit den andern an die Befestigungsarbeiten. So rückte Weihnachten langsam heran und als Weihnachtsgeschenk kam der Befehl, daß die gefaßten Reservelebensmittel noch im alten Jahre gegessen werden sollten. Dies war schlimme Nachricht, da die Administration für vier Tage Reserve-Biskuits in Rechnung hatte, wir aber mit dem besten Willen kein Bröcklein mehr finden konnten; denn sobald wir etwas Eßbares in Händen hatten, wurde es sofort verzehrt. Wir faßten nun am Weihnachtstage als Saldo unserer Tagesrechnung noch für zwei Tage Brod. Der bloße Gedanke an Christbäume brachte uns alle in so festliche Stimmung, daß beim Abendappell auch kein Krümmchen mehr vorhanden war. Das waren schlechte Aussichten für die anderwärts mit „Rippeli" und „Laffli" gespickte Altjahrswoche. Mit bitterm Humor suchten wir uns in die mißliche Lage zu schicken, immer noch durch Zufall auf einen günstigen Ausgang hoffend, was dann auch in Form eines viertägigen Marschbefehles geschah. Unser Bataillon erhielt Ordre, einen Transport von sechshundert Kameelen in der Richtung von Mescheria zu decken und sicher in die Hände der uns entgegenmarschirenden Zuaven zu liefern. Unsere Nothlage kam nun aus. Durch Verfügung des Bataillonskommandanten wurden für zwei

Tage Biskuits auf Rechnung des bedeutend angewachsenen Ordinäreüberschusses bezogen. Durch List ließen wir beim Fassen in unsere Kompagnie noch zwei weitere Kisten Biskuits aus der Administration mitlaufen und „das Vaterland war wieder gerettet". Am 27. Dezember sagten wir dem verhaßten Sandneste für einige Tage Lebewohl und gelangten gegen Abend nach Mecalisse. Die Tornister hatten wir auf die leeren Kameele geladen und waren daher nicht stark ermüdet. Der Abend war im Vergleich zu Aïn-Sefra prächtig warm und Alfa und Tain in Fülle vorhanden. Bis spät lagerten wir um die seit längerer Zeit schmerzlich vermißten Feuer, an den gerösteten Biskuits nagend. Als ich am Morgen erwachte, war alles still, selbst unsere Kameele hatten die ihnen übliche Tagwache vergessen. Verwundert streckte ich die Hand hinaus, um das Zelt zu öffnen, und griff in einen Haufen Schnee. Gleichzeitig blies der Clairon die Tagwache. Zögernd schlugen wir die Zelte ab, packten den Tornister und machten uns marschbereit; daß die Kameele nicht mit wollten, daran hatte Niemand gedacht. Dieselben waren auf den Boden gekauert, vollständig eingeschneit und trotz aller Schläge nicht einmal zum Schreien, geschweige denn zum Aufstehen zu bringen. Wohl oder übel mußten wir den Aufbruch verschieben. Erst im Laufe des Vormittags wurden sie willig, sich dem Tagesbefehl zu fügen. Da wir heute nur 18 km zurückzulegen hatten, langten wir gleichwohl, trotz fortwährendem Schneegestöber, noch rechtzeitig am Bestimmungsort an, um längs eines trockenen Flußbettes einiges Brennmaterial zu sammeln. Von Zuaven, die wir schon lange hier vermutheten, um die Kameele in Empfang zu nehmen, war noch nichts zu sehen. Wir machten uns daran, die Zeltplätze vom Schnee zu reinigen und unsere leichte Behausung aufzuschlagen, welche wir mit ein wenig unter dem Schnee hervorgesuchter und am Feuer getrockneter Alfa garnirten. Endlich gegen Nachtanbruch langten die Zuaven an. Sie hatten nicht einen weitern Weg zurückzulegen gehabt als wir; ihr Führer hatte aber während des Schneegestöbers den Weg verfehlt und so irrten sie den ganzen Tag im Unwetter herum. Wir halfen ihnen aus, so gut wir bei unserer eigenen schlechten Lage konnten, und schlüpften nach genossener Suppe in unsere Zelte. Den andern Tag kehrten wir wieder nach Mecalisse zu-

rück, wo unsere Sektion auf Vorposten kommandirt wurde. Es war inzwischen empfindlich kalt geworden und ein scharfer Wind pfiff über die Ebene. Wir schlugen unsere Zelte nur pro forma auf, da wir der Kälte wegen uns nicht getrauten, die Nacht in denselben zuzubringen. Glücklicherweise befand sich in einiger Entfernung ein Gebüsch von kleinem Nadelholz, wovon wir so viel als möglich einsammelten, worauf wir dann die ganze Nacht schlaflos am Feuer saßen. Noch eine starke, ermüdende Tagreise und wir langten wieder im sandigen Aïn-Sefra an. Durch die immerwährende Nässe, abwechselnd mit raschem Trocknen am Feuer, war unser Schuhwerk steinhart und unsere Fußhaut blöde geworden, so daß wir mit wenig Ausnahmen mit förmlich geschundenen Füßen im Lager ankamen; der reglementarische Rasttag war uns daher sehr willkommen; aber, o weh! das Reglement hatte wieder einmal ein Loch bekommen. Anstatt unsern frühern Lagerplatz zu beziehen, wurden wir auf Befehl des Generals Colonieu auf den Kehrichtplatz gewiesen, auf welchem wir nach Vorgenommener Reinigung unsere Zelte aufschlugen. Gleichzeitig erhielten wir Befehl, uns am folgenden Tag, als am Silvester, mit der andern Mannschaft an die Befestigungsarbeiten zu begeben, im Fernern uns aber bereit zu halten, am 2. Januar nach Col de Founassa abzumarschiren, um daselbst eine Militärstraße nach dem Figig zu erstellen. Das letzte war uns noch das Angenehmste, waren wir doch sicher, dem uns verhaßten Colonieu für einige Zeit aus den Augen zu kommen. Die einzige Freude, welche wir am Neujahrstage hatten, bestand darin, daß wir unsere Wäsche ungestört besorgen und uns auch im übrigen marschbereit machen konnten. Nach jedem kleinen Marsch hatten wir nun immer die Hände voll zu flicken, da unsere Ausrüstungsgegenstände vom immerwährenden Umherrutschen sehr defekt geworden waren. Mein Kaput glich mehr einem großen Knopfloche als einem Kleidungsstücke und war von unserm Kompagnieschneider schon lange als unreparirbar erklärt worden, weil der Faden nicht mehr hielt. Es war auch nicht zum Verwundern, da er schon eine dreijährige Dienstzeit hinter sich hatte, als ich in seinen Besitz gelangte. Am 2. Januar war das Wetter so elend, daß selbst Colonieu sich nicht getraute, uns abmarschiren zu lassen, und so machten wir uns erst den folgenden Tag auf den Weg.

Bis über Mittag nahm auch Alles seinen gewohnten Verlauf; gegen Mittag wurden wir aber von einem so heftigen Schneegestöber überfallen, daß wir den Marsch einstellen mußten und denselben erst nach einer Stunde wieder fortsetzen konnten. An den heutigen Bestimmungsort zu gelangen, wurde als unmöglich erklärt. Unserm Führer mußte die Gegend sehr gut bekannt sein; er lenkte von der früher verfolgten Richtung ab und nach Verlauf von anderthalb Stunden gelangten wir unter Aufbietung der letzten Kräfte an ein trockenes Flußbett. Nach einigen Grabarbeiten fanden wir Wasser zur Genüge und ein abgestorbenes Loriawäldchen lieferte uns das nöthige Holz. Unsere Sektion war immer eine von den rührigsten. Sobald das Dringendste besorgt war, nahmen wir unsere Werkzeuge zusammen, formirten einen Kreis mit bedeutendem freiem Raum in der Mitte und hoben die Erde etwa 20 cm tief aus. Die ausgehobene Erde wurde um den Kreis angehäuft und so hatten wir bald einen die ganze Sektion fassenden Raum mit freiem Feuerplatz in der Mitte und waren zugleich auf allen Seiten gegen den nun eisig kalt gewordenen Wind geschützt. Unterdessen hatte der Koch die Suppe aus Konservefleisch fertig und bald waren wir wieder durch und durch warm und trocken. Wir blieben nun während der Nacht ums Feuer gelagert; länger wäre es aber nicht auszuhalten gewesen, da das Loriaholz einen so giftigen Rauch erzeugte, daß wir alle von Uebelkeit befallen wurden und mehrere sich sogar erbrechen mußten, obwohl sie in dieser magern Zeit nur ungern wieder herausgaben, was sie einmal im Magen hatten. Am Morgen war an die Fortsetzung des Marsches nicht zu denken, da sich die Kameele nicht von der Stelle rührten. Wer nicht Dienst hatte, streifte den Tag über, natürlich immer mit geladenem Gewehr und einigen Päcklein Patronen, ein wenig weiter aus. Wir suchten nach Nadelholz und brachten bis am Abend auch einen ordentlichen Haufen zusammen und waren für die Nacht wieder geschützt. Das Wetter war den Tag über ganz angenehm gewesen und einige auf Rekognoszirung ausgesandte Goumens erklärten, daß der Marsch am folgenden Tage ohne große Schwierigkeiten fortgesetzt werden könne. Sobald der Morgen graute, wurde aufgepackt. Acht Kameele, welche der strengen Witterung und den Strapazen nicht mehr Trotz bieten

konnten, mußten abgethan werden. Unsere Kompagnie hatte die Vorhut und wir langten schon um 2 Uhr im Col von Founassa an, konnten aber als gewöhnliche Infanteristen bei den ungünstigen Terrainverhältnissen nicht begreifen, wie wir da eine 3 m breite Fahrstraße anlegen sollten. Die Nordseite ging noch an; das südlich gelegene Thälchen fiel aber steil ab, die Wände waren ebenfalls steil und Alles mit großen Felsblöcken übersäet, so daß wir oft Mühe hatten, mit den Tornistern durchzukommen. Wie die Kameele hernach ihre Rechnung machten, weiß ich noch jetzt nicht, jedenfalls kamen ihnen ihre hohen Beine sehr zu statten. Etwa 3 km südlicher öffnete sich das Thal ein wenig; wir gelangten an einen großen, etwas über der Thalsohle gelegenen freien Platz, wo das Lager aufgeschlagen wurde. In der Nähe zerstreut umherliegende, von den Hyänen wieder ans Tageslicht geförderte menschliche Knochen ließen uns vermuthen, daß hier vor nicht gar langer Zeit ein Gefecht stattgefunden haben mußte, und bald brachten wir in Erfahrung, daß sich die Zuaven Ende September hier eine Schlappe geholt hatten. Weitere 5 km südlich befand sich eine starke Quelle, von wo unsere Kameeltreiber unter militärischer Begleitung das zu unserm Unterhalt nöthige Wasser holten. Wir erkannten an ihr bald eine frühere Haltstation, wo auch einer aus unserer Kompagnie ruhte, und welche bei uns unter dem Namen „bei den Palmen" bekannt war. Wir mußten aber damals von einer andern Seite hier eingedrungen sein, da uns der jetzt eingeschlagene Weg völlig unbekannt war.

Schon am Tage nach unserer Ankunft begann die Arbeit. Die anzulegende Straße wurde an vier Orten zugleich in Angriff genommen, da jeder Kompagnie ihr Arbeitsfeld zugewiesen wurde. Die tägliche Arbeitszeit betrug neun Stunden. In der Zwischenzeit beschäftigten wir uns hauptsächlich mit Holzsammeln. An Brennmaterial fehlte es uns hier glücklicherweise nicht. Das ganze Thal war mit Nadelholzgruppen garnirt und so hatten wir Stoff genug, um nur in unserer Sektion fortwährend drei große Feuer unterhalten zu können, die immer mit ganzen Stämmen gespeist wurden. Es war dies das einzige Gute, das wir hier hatten und an dem wir uns erfreuen konnten. Trotzdem hatten wir alle zwei Tage unser Fest; denn je am zweiten Tage, gleich

nach der Abendsuppe, faßte ein jeder seinen halben Laib schimmeliges Brod, welches auf den Kameelen von Aïn-Sefra hertransportirt wurde, sowie zwei Biskuits. Das Brod unterm Arm und die Biskuits in der Tasche setzte man sich in froher Stimmung um das Feuer, röstete zuerst eine Brotschnitte nach der andern auf der Gluth und hernach die Biskuits, und wenn dann alles bei Stumpf und Stil verzehrt war, kroch man in die Zelte. Hin und wieder gab es auch einen Extrakaffee, das heißt, wenn wir das Wasser dazu hatten. Dies geschah, so oft wir Mannschaft aus unserer Sektion an der Polizeiwache hatten, denen die Aufsicht über das Wasser anvertraut war, unter deren Mithülfe man dann ein in der Mitte des Vorrathes liegendes volles Fäßchen durch ein leeres ersetzte. Dann wurde der vom Koch sorgfältig aufbewahrte Kaffeesatz hervorgeholt und so oft abgekocht, als der Wasservorrath hinreichte. Nach dem vierten oder fünften Abguß wanderte der Kaffeesatz in die Hände der Gestraften, die ihn dann noch in weitere Behandlung zogen. Das Unangenehmste für uns war, daß uns selbst das nöthige Wasser zur Körperreinigung und zur Besorgung der Wäsche fehlte, wollten wir uns dasselbe nicht an dem kurz zugemessenen Trinkwasser absparen. Es konnte daher nicht anders kommen, als daß wir nach zehntägiger ununterbrochener Arbeit, so zu sagen ohne uns zu waschen und während der freien Zeit ums Feuer sitzend, von Schmutz und Rauch geschwärzt, mit Arabern und Negern konkurriren konnten. Als dann aber auch das Ungeziefer anfieng, sich bemerkbar zu machen, war's mit der Arbeit aus. Wir verlangten des bestimmtesten einen freien Tag, welcher uns wohl oder übel gestattet werden mußte. Von da an hatten wir die Sonntage zum Zwecke der Reinlichkeitsarbeiten frei. Zweimal wurden wir von Arabern aus den Oasen des Figig besucht, welche uns Datteln, Feigen, Granaten, Kameelbutter und solche Dinge mehr zum Verkaufe anboten. Da wir unsern Sold während der Insurrektion auf 22 Cts. per Tag erhöht, seit einiger Zeit beisammen hatten, machten sie beide Male gute Geschäfte. Noch einige Male unangenehm vom Schneegestöber überrascht, im Uebrigen aber immer unter angestrengter Arbeit, hatten wir das schwierigste Stück unserer Aufgabe gegen Ende Januar beendigt und arbeiteten schon tiefer unten im Thal, wo die Terrainhindernisse leichter zu über-

winden waren. Am 28. Januar sprach uns der leitende Genie-offizier seine Anerkennung für unsere Arbeit aus und theilte uns mit, daß uns noch gleichen Tags ein Bataillon Zuaven ablösen werde. Mit lautem Hurrah begrüßten wir diese Mittheilung, hieß es doch, wir sollten wieder nach Bel-Abbes zurückkehren. Die Zuaven kamen auch wirklich an und am 29. Januar zogen wir ab, um am 30. in Aïn-Sefra einzutreffen. Am 31. wurde daselbst von denen, die Glück hatten, das allernothwendigste Schuh-werk gefaßt und am 1. Februar traten wir die fröhliche „Heim-reise" zwar nicht nach Bel-Abbes, doch aber über Geryville an. Als wir am fünften Tage über das Schlachtfeld von Gellalah marschirten, fanden wir die Knochen der dort in aller Eile in gemeinschaftlichem Grabe Beerdigten, von den Hyänen aber wieder Ausgegrabenen weit umher zerstreut. Wir machten eine längere Rast, sammelten die Knochen in ein tiefer ausgehobenes Grab zusammen und errichteten aus zusammengetragenen Steinen ein Monument. Am 9. Februar langten wir in Geryville an. Jetzt erst bemerkten wir so recht, wie wir aussahen. So lange wir im Felde waren und keine ordentlichen Gesichter zu sehen bekamen, fanden wir nichts Außerordentliches an uns; als wir aber die frischen Linientruppen mit ihren runden und rothwangigen Ge-sichtern vor uns sahen, graute uns fast vor uns selber. In Geryville wurden wir in großen Zelten untergebracht und hatten es im Anfang auch nicht viel besser, als in Aïn-Sefra oder im Col von Founassa. Ueber den strengen Winter waren auch hier die Lebensmittel und das Holz rar geworden und das Beste nahmen natürlich immer die Linientruppen und die andern Waffen-gattungen vorweg. Während die Andern immer hinreichend Holz aus der Administration faßten, mußten wir uns solches von einem 15 km entfernten Berge selbst holen. Da wir durch die immer-währenden Strapazen und Hungerkuren gänzlich entkräftet waren, erschien uns diese Behandlung als die größte Ungerechtigkeit, und es ist nicht zu verwundern, daß wir hauptsächlich mit den Linien-truppen in ein immer gespannteres Verhältniß traten. Keilereien waren an der Tagesordnung und es kam so weit, daß uns höheren Orts das Betreten der gegenseitigen Lager bei acht Tagen Arrest untersagt wurde.

Der Dienst war ziemlich streng, da unsere Mannschaft theils durch Verluste in den Scharmützeln und auf den Märschen, sowie hauptsächlich durch Krankheiten gut um ein Drittel vermindert und neue Verstärkung noch nicht angelangt war. Auch bei mir fingen die Folgen der Strapazen an, sich bemerkbar zu machen und gegen Ende März wurde ich ernstlich krank. Das Spital war aber schon überfüllt und so schleppte ich mich ungefähr einen Monat lang herum. Heftige Schmerzen auf der Brust und fortwährender Husten gestatteten mir das Liegen nicht und überdies war ich noch mit starkem Durchfall und Appetitlosigkeit behaftet. Die Mittel, welche mir der Arzt jeden Morgen verabreichte, bestanden in zwei Opiumpillen, die aber durchaus keine Wirkung hatten. Es trat erst eine Besserung ein, als wir im Mai unser Zeltlager mit dem von den Linientruppen innegehabten Barakenlager vertauschten und so ein wenig gegen das Unwetter geschützt waren. Der erste Sonntag im Mai war ein prächtiger Tag. Obschon noch schwach, verspürte ich Lust, einen kleinen Spaziergang zu machen, auf welchem mich zwei Kameraden begleiteten. Wir gingen an eine nahe gelegene Quelle und machten uns einen mitgebrachten Absynth zurecht, das Einzige, was der Soldat in Geryville aus den ihm zu Gebote stehenden Geldmitteln trinken konnte. Schon lange vermochte ich keinen Tropfen mehr über die Lippen zu bringen, heute aber fing es an, mir wieder zu munden. Ein Quart folgte dem andern und als wir wieder in der Barake ankamen, hatten wir einen kleinen Hieb. Die ganze Sektion war erfreut, mich wieder bei munterer Stimmung zu sehen. Noch zu wiederholten Malen mußte die Feldflasche auf die Wanderschaft und schließlich hatte ich einen ordentlichen Rausch. Als ich am Morgen erwachte, schien mir die Brust bedeutend erleichtert und in Zeit von acht Tagen war ich auf der besten Genesung begriffen, so daß ich meinen Dienst wieder regelmäßig verrichten konnte. Plötzlich wurden wir aus unserer Ruhe aufgestört. Die feindlichen Araberstämme hatten sich an die marokkanische Grenze zurückgezogen. Auf Befehl des leitenden Generals, welcher in Mescheria stationirte, sollte eine Kompagnie des in Aïn-Ben-Khelil liegenden dritten Bataillons der Legion, unter Begleitung der berittenen Section franche, eine Rekognoszirung unternehmen, trotz den Warnungen und

Bitten des Obersten de Negrier, welcher wohl oder übel gezwungen war, diese schwache Abtheilung abgehen zu lassen. Schon am zweiten Tage langte eine Meldung nach Aïn-Ben-Khelil, wonach die Abtheilung auf feindliche Truppen gestoßen war und ihnen einen Theil ihrer Herden abgenommen hatte. Trotz dieser günstigen Nachricht ahnte de Negrier nichts Gutes. Sämmtliche in Aïn-Ben-Khelil verfügbare Mannschaft wurde sofort marschbereit gemacht, mit Lebensmitteln versehen und im Eilmarsch rückten sie unter de Negrier der marokkanischen Grenze zu. Im Schott Tigri erreichten sie die kleine Abtheilung, mit dem Muthe der Verzweiflung gegen zehnfache Uebermacht kämpfend. Beim Anrücken der Verstärkung jedoch machten die Araber Kehrt und ergriffen die Flucht. Die aus 25 Mann bestehende Section franche war vollständig aufgerieben, der Hauptmann und der Oberlieutenant der Kompagnie todt. Von der ganzen Abtheilung waren etwa noch fünfzig Mann verschont geblieben. Diese schlimmen Nachrichten hatten auch für uns in Geryville ihre nachtheiligen Folgen, da von einem Tage auf den andern der Marschbefehl für uns eintreffen konnte und wir folglich Tag für Tag wieder Inspektionen über feldmäßige Ausrüstung zu bestehen hatten. Doch auch diese Wolke verzog sich wieder. Wir erhielten Verstärkungen aus Bel-Abbes, wodurch der Dienst wieder bedeutend erleichtert wurde. Die Lebensmittel waren durch das Eintreffen mehrerer Konvois wieder auf der Höhe und unsere Kräfte kehrten nach und nach wieder.

In diese Zeit nun fällt die Formirung der sogenannten Compagnies franches, eine auf Maulthieren berittene Kompagnie Infanterie, und zwar von jedem Bataillon der Legion eine Kompagnie. Dieselben wurden hauptsächlich zu Rekognoszirungen und Eilmärschen verwendet. In Geryville allerdings war diese neue Waffengattung nicht stark ausgebildet, weil sie daselbst nicht so nöthig war. Obschon unserer Kompagnie diese Aufgabe zu Theil wurde, verblieben die Maulthiere gleichwohl in den Händen von neben uns kampirenden Eingebornen und wir holten sie jeweilen nur zum Exerziren ab, das heißt den Sommer durch wöchentlich zwei bis drei Mal. Erst im Herbst leisteten sie uns wirkliche Dienste, als die Garnison von Geryville Befehl erhielt, eine starke Abtheilung in der Richtung der

kleinen Sahara abzusenden und die südlichsten Theile der Provinz Oran zu rekognoszizren. Die ganze Abtheilung bestand in einer Schwadron Spahis, der Compagnie franche und vier andern Kompagnien Infanterie. Am 30. September setzten wir uns in Marsch, um über El Aman, Razoul und Aïn-Tassina am 3. Oktober in Bresina anzulangen. Der Marsch war für uns als Compagnie franche nicht ermüdend. Wir hatten freilich nur einen Esel für je zwei Mann, so daß wir immer nach Verfluß einer Stunde wechseln mußten. Unsere Bepackung aber, die Munition und die Waffen ausgenommen, war auf den Eseln; zudem war unser Anzug aus Drillch und so trabten wir ganz gemüthlich neben den Thieren her. Nach Ankunft an den Halteplätzen mußten wir wohl noch Futter sammeln und das Tränken besorgen; da wir aber den Tag über keinen Tornister zu schleppen hatten, war dies für uns nur ein lustiger Zeitvertreib. Stoff zum Lachen gab's auch oft. Da die Lieferung und Unterhaltung des Sattelzeuges Sache der Araber war, welche die Esel gewöhnlich in Händen hatten, so befand sich dasselbe in möglichst schlechtem Zustande. Wurden dann beim Bepacken die Lasten nicht ganz gleichmäßig auf beiden Seiten der dazu bestimmten, am Sattel befestigten Quersäcke vertheilt, so drehte sich während des Marsches unversehens die ganze Geschichte, der Reiter natürlich mit, und der Esel rannte nun mit dem Sattel unter dem Bauche davon. Dem Mann blieb nichts anders übrig, als die Quersäcke zusammenzusuchen und so lange selbst zu schleppen, bis er den Esel wieder eingeholt hatte. Ich selbst blieb von solchem Mißgeschick verschont, da ich mich vor dem Abmarsch hinlänglich mit Stricken versehen hatte, um den Sattel nach arabischer Manier festzuschnallen; zudem hatte ich ein gutmüthiges, breitstirniges Thier, das, glaube ich, noch stumm war; denn so lange es in meinem Besitze war, hat es nie einen Laut von sich gegeben. Die interessanteste Strecke war von Aïn-Tassina nach Bresina. An schroffen Felswänden in eine enge Schlucht hinabsteigend, gelangt man an ein tiefes, mit bestem Trinkwasser angefülltes Bassin. Auf drei Seiten von hohen Felsen eingedämmt, nimmt es seinen Ausfluß, einen kleinen Wasserfall bildend, in der Richtung gegen Bresina. Die enge Schlucht zieht sich etwa noch 3 km weiter und bildet dann einen kleinen Thalkessel, welcher

sich durch ein mächtiges, sehr symmetrisch von der Natur aufgebautes Felsenthor in die weite Ebene öffnet. Bresina selbst ist ein großes Araberdorf, umgeben von einem ausgedehnten Wald von Dattelpalmen. Die Einwohner waren hier sehr zuvorkommend gegen uns und traktirten uns mit Datteln und Melonen, die gerade in der Reife waren, während wir ihnen von unsern Biscuits zu versuchen gaben. Die Spahis und wir als Compagnie franche dehnten am folgenden Tage die Rekognoszirung noch aus bis nach Sidi-Ali, einem 35 km südlicher gelegenen frühern Araberdorf, das jetzt aber vollständig eingesandet und nicht mehr bewohnbar war. So weit das Auge reichen mochte, war nichts mehr als das weite ungleichmäßige Sandmeer zu entdecken. Am 5. Oktober kehrten wir wieder nach Bresina zurück und hatten unterwegs noch das Vergnügen, eine Gazellenjagd vor uns kreuzen zu sehen, bei welchem sich das schlanke Wild vortheilhaft aus der Schlinge zog. Da wir keines Rasttages bedurften, trat die ganze Kolonne am folgenden Tag den Rückmarsch nach Geryville an, wo wir am 9. Oktober wohlbehalten anlangten. Während unserer Abwesenheit war in Geryville der Befehl zum Garnisonswechsel eingelangt, etwas für uns ganz Unerwartetes, da uns die Zusicherung gegeben war, daß wir den Winter über in Geryville verbleiben sollten, zu welchem Zwecke wir uns auch bereits eingerichtet hatten. Einen Wechsel mit Bel-Abbes hätten wir uns mit Freuden gefallen lassen; aber unsere Marschordre lautete über Mescheria nach Aïn-Ben-Khelil, sieben starke Tagereisen von Geryville entfernt, wovon zwei ohne Wasser. Wir hätten gerne unsere Esel mitgenommen; aber wir mußten dieselben in Geryville zurücklassen, um nachher in Aïn-Ben-Khelil andere an die Hand zu nehmen. Wir hatten nach unserer Rückkehr von Bresina noch einen Rasttag in Geryville und kehrten dann schon am 11. Oktober dem Absynthnest den Rücken. Es folgten nun einige heiße Tage. Die Tagereisen betrugen durchgehends mehr als 35 km und an Wasser war überall Mangel, an zwei Haltstationen, wie bereits bemerkt, gar keines, aus welchem Grunde diese Gegend früher auch nie von größern Truppenabtheilungen passirt worden war. Am meisten litten die vor noch nicht langer Zeit zu unserer Verstärkung in Geryville angelangten jungen Soldaten, welche noch nicht so an die Strapazen gewöhnt waren.

Schon am dritten Tage hatten wir aus diesem Grunde in unserer Kompagnie einen Selbstmord zu bedauern, welcher leider nicht vereinzelt blieb. Am 15. Oktober langten wir in Mescheria an. Unsere Sektion hatte hier heute die Polizeiwache. Als wir die Zelte aufgeschlagen, war ich im Begriff, mich ein wenig auszuruhen, als ich, mich niederlegend, einen heftigen Stich im linken Oberarm verspürte. Wie ich vermuthete, war es der Stich eines Skorpions, welch letzterer noch an meinem Arme hing. Ich tödtete den unliebsamen Gast, nahm ihn mit mir und suchte sofort den Arzt auf. Derselbe zerrieb mir den Skorpion auf der Wunde und bestrich sie nachher mit einer Flüssigkeit. Trotzdem schwoll der Arm stark auf und verursachte mir heftige Schmerzen, die aber nach einigen Stunden nachließen. Auch die Geschwulst nahm ab und am Morgen war nichts mehr zu sehen. Am 16. hatten wir Rasttag, besorgten unsere Wäsche und faßten frische Lebensmittel. Am 17. setzten wir die Reise fort und langten nach zweitägigem Marsch über die wasserlose Ebene in Aïn-Ben-Khelil an. Dasselbe besteht aus einer Menge unregelmäßig zusammengewehter größerer und kleinerer Sandhügel. Unter dem Sande befindet sich eine felsige Schicht, nach deren Durchbruch man fast überall auf Wasser stößt. Es waren daher auch eine ganze Menge von Brunnen gegraben. Die Besatzung bestand aus fünf Kompagnien Infanterie, einer Batterie Artillerie, zwei Schwadronen Husaren, einer Kompagnie Train und einer Abtheilung Verwaltungstruppen. Unsere Kompagnie übernahm sofort die für die Compagnie franche bestimmten Thiere, welche gleichen Tags mit uns angelangt waren. Je einem ältern und jüngern Soldaten wurde ein Maulthier übergeben. Die Besorgung desselben lag ausschließlich dem ältern ob, welche ihre Zelte auch in den im Freien abgegrenzten Stallungen aufschlugen, während die jüngern abgesondert kampirten und hauptsächlich die Corvées zu besorgen hatten. In der ersten Zeit hatten wir nun alle Hände voll zu thun. Wir sollten für das nöthige Brennmaterial für die ganze Kompagnie und für das Futter für unsere Thiere sorgen und in der Zwischenzeit noch das nöthige Sattelzeug selbst erstellen, da uns die Thiere nackt und bloß von den Arabern übergeben worden waren. Es war dies ein schwieriges Stück Arbeit, da uns gar kein Material zur Verfügung gestellt

wurde. Wir mußten uns daher nach solchem auf die Suche machen und fanden dasselbe auch zum größten Theil in der Administration in Form von Gerstensäcken, die wir dann je nach Bedürfniß verarbeiteten. Wir waren in einer sehr mißlichen Lage. Erstellten wir unser Sattelzeug nicht in der Ordnung, so wurden wir bestraft, und wurden wir in der Administration beim Auffinden des nöthigen Materials ertappt, so wurden wir auch bestraft; aber gemacht mußte es sein, und sobald es bei der Legion heißt: Schaut, wie Ihr es zu Stande bringt, so wird's gewiß auch fertiggebracht. Wir leisteten indeß auch für uns bedeutende Opfer, da wir während der ersten drei Wochen unsern Sold rein für Faden, Schnüre und dergleichen ausgaben. Endlich waren wir so weit, daß die Eselsbekleidung an der vorgenommenen Inspektion als befriedigend erfunden und die Compagnie franche als solche als marschtüchtig erklärt wurde. Wir besorgten nun das Holz- und Futtersammeln jeweilen Vormittags. Schon vor der Tagwache wurde gesattelt und der Kaffee getrunken, die Flinte und Munition umgehängt und in wilder Jagd ging's in die weite Ebene hinaus, da innert einem Umkreis von 10 km weder Futter noch Brennmaterial aufzutreiben war. Nach der Rückkunft gaben wir den Eseln die Gerste und nahmen die Mittagssuppe ein, um hernach entweder allein oder vereint mit den Husaren die verschiedenen Marsch- oder Gefechtsformationen der Compagnie franche einzuüben, in welchem Fache unsere Esel staunenerregende Fortschritte machten.

Unsere Aufgabe bestand vorläufig darin, in Verbindung mit den Husaren von Zeit zu Zeit mehrtägige Rekognoszirungen im südlich und westlich vorliegenden Terrain vorzunehmen und gleichzeitig die von den Arabern aufgefüllten und verpesteten Brunnen wieder zu reinigen. Um den Franzosen die Verfolgung schwieriger zu machen, hatten die Araber die Brunnen mit den Ueberresten von verendeten Thieren vergiftet und mit Erde zugefüllt, so den durchmarschirenden Truppen den Wasserbezug unmöglich machend. Unser erster Ausflug war Ende November nach Galul, 65 km westlich von Aïn-Ben-Khelil. Mit den nöthigen Werkzeugen, Proviant, Munition und Wasservorrath, welch' letztern wir in Ziegenfellen auf unsere Esel schnallten, versehen, brachen wir Morgens um 4 Uhr auf. Die Esel mußten wohl merken,

daß das Ziel weitgestellt war, denn sie griffen so schnell aus, daß die Mannschaft, welche jeweilen marschirte, immer im Laufschritt bleiben mußte. So ging es abwechslungsweise eine Stunde zu Fuß im Laufschritt und eine Stunde auf dem Esel. Um 11 Uhr machten wir Rast, kochten einen Kaffee ab und erfreuten unsere Esel mit einem Liter Gerste. Um 12 Uhr wurde wieder zum Aufsitzen geblasen und um 4½ Uhr langten wir in Galul an, gerade noch frühzeitig genug, um vor Einbruch der Dunkelheit die nöthige Alfa für die Esel einzusammeln und letztere zu tränken. Von den vier vorhandenen Brunnen war noch einer brauchbar, dessen Vorrath nothdürftig für die Thiere hinreichte. Die Suppe bereiteten wir aus dem in den Bocksschläuchen mitgeschleppten Wasser. Am folgenden Morgen brachen wir nach dem etwa 13 km entfernten Fortassa auf, wo wir die Brunnen ebenfalls unbrauchbar fanden. Wir machten uns sofort an die Arbeit. Gegen Abend hatten wir fünf Brunnen wieder rein und nach weitern zwei Stunden hatte sich schon hinreichend Wasser zum Tränken und Abkochen angesammelt. Wir brachten die Nacht in Fortassa zu, kehrten am Morgen vor Tagesanbruch nach Galul zurück und begannen sofort, sämmtliche hier vorhandenen Brunnen zu reinigen. Um 3 Uhr wurde getränkt und um 4 Uhr marschirten wir wieder in der Richtung gegen Aïn-Ben-Khelil ab, um die folgende Tagereise ein wenig abzukürzen. Bei Einbruch der Nacht machten wir Halt, sammelten rasch das nöthige Futter für die Esel und kochten ab. Andern Tags kehrten wir wieder nach Aïn-Ben-Khelil zurück, wo wir bald nach Mittag eintrafen. Die zweite Tour fiel in die erste Hälfte Dezember und ging über Taußera nach Leumba, 58 km. Wir brachen erst nach Tagesanbruch auf. In Taußera machten wir eine Stunde Halt und langten erst nach Sonnenuntergang in Leumba an. Der einzige noch offene Brunnen enthielt gerade Wasser genug, um die Pferde der Husaren zu tränken, während unsere Esel bis am andern Morgen warten mußten, bis sich wieder genügend Wasser gesammelt hatte. Sie hatten überhaupt einen magern Abend, da an der Haltstelle kein Futter vorhanden und die Dunkelheit es nicht erlaubte, in der Ebene draußen noch etwas einzusammeln, weßhalb sie sich mit einem Liter Gerste begnügen mußten. Die Mannschaft konnte aber auch nicht dick thun. Unsere Kleider waren vom starken

Schweiß durch und durch naß und sofort nach Sonnenuntergang stellte sich eine empfindliche Kälte ein. Vom Trocknen war keine Rede mehr und, was noch das Unangenehmste war, wir mußten im kalten Sande kampiren. Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch machten wir uns ans Futtersammeln und sobald wir die Esel besorgt hatten, wurde von einem Peloton die Brunnenarbeit an die Hand genommen, während das andere Peloton die Umgegend rekognoszirte. Kurz nach 1 Uhr Mittags saßen wir wieder auf, um die Nacht in Taußera zuzubringen und im Laufe des andern Vormittags wieder in Aïn-Ben-Khelil einzutreffen. Die größte Strecke legten wir am Weihnachtstage zurück, nach dem Araberdorf Aïn-Sfisifa, 85 km von Aïn-Ben-Khelil entfernt. Gewöhnliche Fußtruppen machten immer 3 Tagereisen, mit den Haltstationen Taußera und Leumba. Wir erhielten den Befehl erst gegen Abend des 24. Dezember und mußten nun in aller Eile die nöthigen Lebensmittel für uns und die Esel fassen und unter die einzelnen Mannschaften vertheilen. Bevor wir vollständig in Bereitschaft waren, war Mitternacht vorbei und nur wenig Zeit übrig zum Ausruhen, da die Tagwache auf 4 Uhr und der Abmarsch auf 5 Uhr angeordnet war. Da wir uns immer genügend mit Wasser versahen, so hatten wir uns nicht um die gewöhnlichen Haltstellen zu kümmern. Wir machten die erste Rast zwischen Taußera und Leumba und eine zweite zwischen Leumba und Aïn-Sfisifa, welche jede eine Stunde dauerte. Bald nach der zweiten Rast ging die Sonne unter und wir setzten den Marsch im Halbmondscheine fort. Wir waren bis dahin immer in offener Ebene gewesen, gelangten aber gegen 8 Uhr in hügeliges Terrain, bis wir endlich an einen jähen, felsigen Abhang kamen. Ich dachte, meinem Esel sei sein Genick so lieb wie mir das meine, und ließ ihm die Zügel frei. Langsam, aber sicher abwärts schreitend und jeden Schritt vorsichtig prüfend, brachte er mich unversehrt ins Thälchen hinunter. Noch drei Andere wählten die gleiche Passage, während die Uebrigen mit den Husaren einen bedeutenden Umweg machten. Die hiedurch gewonnene Zeit benutzte ich, um mit meinem Esel ein halbes Biskuit zu theilen, auf welche er eben so große Stücke hielt wie ich. Um 10½ Uhr langten wir im Lager der in Aïn-Sfisifa detaschirten Husaren an, welche uns sofort das nöthige Holz zum Abkochen zur Ver-

fügung stellten. Nachdem wir die Esel getränkt und gefüttert, lagerten wir uns um einige aus alter Pferdestreu angefachte Feuer, deren Geruch jedoch mit den Christbaumkerzchen keine Aehnlichkeit hatte. Unsere Weihnachtsgeschenke kauften wir beim nahen Kantinier der sonst hier stationirten Zuaven, welche heute ebenfalls einen Ausmarsch gemacht hatten. Es war dies für uns auch eine angenehme Abwechslung, da dazumal in Aïn-Ben-Khelil kein Kantinier geduldet wurde. Mitternacht war längst vorbei, als wir in unsere Zelte krochen. Den 26. Dezember brachten wir in Aïn-Sfisifa zu, marschirten am 27. zurück bis nach Taußera und langten am 28. wohlerhalten wieder in Aïn-Ben-Khelil an, um daselbst die Neujahrstage zuzubringen. Das Jahr 1883 begann für unsere Sektion nicht mit guten Anzeichen, denn wir hatten am Neujahrstage entschieden Pech. Unser Kompagniechef wollte uns eine Freude bereiten, indem er auf den Neujahrsabend einen tüchtigen Erdäpfelstock en sauce mit Hammelbraten verordnen ließ. Wir faßten die hiezu nöthigen, extra von Mescheria hertransportirten Erdäpfel, welche hernach per Sektion vertheilt und mit der größten Sorgfalt geschält wurden. Während dieselben in den Kochkesseln lustig brodelten, sandte der Koch seinen Beikoch, um irgendwo ein großes Gefäß aufzutreiben, um die Erdäpfel darin zerstampfen zu können. Unglücklicherweise stieß derselbe auf ein großes Blechgefäß, in welchem kurz vorher eine Terpentinmischung zum Waschen eines räudigen Esels aufbewahrt worden. Er untersuchte dasselbe nicht lange, spülte es ein wenig aus und ehe es der Koch bemerkte, hatte er die unterdessen weich gekochten und auf die Seite gestellten Erdäpfel Kessel um Kessel in sein Blechgefäß befördert und stampfte mit einem Eifer darauf los, der wirklich einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Dadurch hatten die Erdäpfel einen so starken Terpentingeschmack erhalten, daß sie absolut ungenießbar waren und wir uns als Andenken an den Neujahrstag auf den hungrigen Magen klopfen konnten und zudem von den übrigen Sektionen noch tüchtig ausgelacht wurden. Wir hatten übrigens in Aïn-Ben-Khelil oft sehr unangenehme Tage. Infolge unserer öftern Abwesenheit konnten wir weder Futter noch Brennmaterial auf Vorrath sammeln, und so mußten wir Tag für Tag, auch beim elendesten Hundewetter, in die weite Ebene hinausjagen. Unsere

Stallungen waren von dicken Alfamauern umringt und das Terrain so tafeleben, daß das Regen- und Schneewasser keinen Ablauf hatte und unsere Zeltlager bei schlechtem Wetter eben so naß waren, wie die Streu der Esel im Freien. Kamen wir dann Abends völlig durchnäßt und durchfroren heim und hofften, in unsern Zelten irgend welchen Schutz zu finden, so kam über Nacht ein heftiger Sirokko-Stoß und jagte unsere Zelte über den Haufen, da wir auf der felsigen Kruste keine Pflöcke einschlagen konnten und die Zeltstricke einfach mit großen Steinen belasteten. Auch die größten Steine, die wir auftreiben konnten, wurden durch die Gewalt des Sirokko mit den Zeltstricken fortgerissen und die ganze Pastete lag am Boden. Es blieb uns dann nichts übrig als unter dem nassen Zelttuch den Morgen abzuwarten. Unsern Eseln ging es nicht besser als uns. Dieselben waren im Freien, je zehn zu zehn, jeder mit dem linken Fuß an ein am Boden gespanntes, an beiden Enden befestigtes Seil angebunden. Obschon wir sie in kalten Nächten und bei Schneewetter mit unsern kleinen Zelttüchern zudeckten, blies ihnen der Wind doch oft zu kalt durch die Knochen und sie fühlten sich gedrungen, sich durch Bewegung Wärme zu verschaffen. Durch immerwährendes Zerren riß sich dann gewöhnlich das Seil von seinen Befestigungspunkten los und die ganze Gesellschaft riß aus, das immer noch an ihren Füßen befestigte Seil mit sich schleppend. Bei dem unvermeidlich erfolgenden Durcheinander verwickelten sie sich gewöhnlich so, daß wir gezwungen waren, das Seil entzwei zu schneiden, um Unglück zu verhüten. Wir überließen sie hernach ihrem Instinkt, da wir immer sicher waren, daß sie sich am Morgen zur Gerste melden würden. Kurz nach Neujahr machten wir wieder einen Ausmarsch in nordwestlicher Richtung. Wir überschritten den Col de Satana und gelangten nach etwa dreistündigem Marsche in eine unabsehbare Ebene, welche mit hübschen Baumgruppen übersäet war, zwischen welchen sich zahlreiche Antilopenheerden lustig tummelten. Wir hatten einige Araber als Führer bei uns, welche nun vereint mit unsern Offizieren auf dieses elegante Wild Jagd machten. Sie gewannen aber rasch die Ueberzeugung, daß diese leichtfüßigen Thiere wohl leicht zu jagen, aber nicht zu erlegen waren, und kehrten bald unverrichteter Sache wieder zurück. Nach dreitägigem Umherstreifen trafen

wir wieder in Aïn-Ben-Khelil ein und hatten nun so ziemlich Ruhe bis im März. Die freie Zeit, welche uns über dem Futter- und Holzsammeln und dem Exerziren verblieb, verwendeten wir meistens auf die Dressur unserer Esel, von denen die intelligenteren bald einige Kunststücke aufzuführen im Stande waren und nicht wenig zur allgemeinen Erheiterung beitrugen. Wir befaßten uns schon lebhaft mit der Frage über Veranstaltung einer Esel-Vorstellung, als uns eine nahe bevorstehende Inspektion durch den General in Begleitung unsers Obersten de Negrier angekündet wurde. Dieselbe fand dann auch nach Mitte März statt, und der General war von den Manövern der Compagnie franche so befriedigt, daß er uns extra eine Lobrede hielt und uns als Bedeckung auf seiner Reise über Aïn-Sfisifa, den Col de Founassa und die Oisis des Figig mitnahm. Wir hatten uns nie träumen lassen, daß uns die im Col de Founassa von uns erstellte Straße noch praktische Dienste leisten sollte, und noch dazu in unserer Eigenschaft als Bedeckung eines Generals. Der ganze Bummel dauerte neun Tage in meistens schon früher von uns durchstreiftem Terrain, ohne daß wir auf Widerwärtigkeiten gestoßen wären, so daß wir gegen Ende März wieder wohlerhalten in Aïn-Ben-Khelil anlangten. Hier erwartete uns die fröhliche Boschaft, am 18. April dieses öde Sandnest verlassen zu dürfen, um in Bel-Abbes Garnison zu nehmen. Schon am 16. April wurden wir durch das zweite Bataillon der Legion abgelöst; wir gaben unsere Eselbande ab, und am 18. April nahmen wir Richtung auf Mescheria, wo wir größeren Reiseproviant fassen sollten.

Der Marsch nach Bel-Abbes war für uns ein sehr mühsamer. Die ersten Tgereisen waren alle groß und in wasserarmer Gegend. Im Sande von Aïn-Ben-Khelil hatten wir unsere Füße so verweichlicht, daß, als wir am zweiten Tage in Mescheria anlangten, wir sämmtlich wunde Füße hatten und nur unter größten Schmerzen, aber gleichwohl immer stramm, durch das mit Steinen übersäete Terrain in die Redoute einmarschirten. Wir wußten wohl, daß wir von de Negrier beobachtet wurden, und Keiner wollte vor ihm als marode erscheinen. Da wir in Aïn-Ben-Khelil aus Mangel an Stoff keine „innerlichen Waschungen" besorgen konnten, holten wir nun heute, sobald es die Zeit erlaubte, das Versäumte reichlich nach. Da wir aber schon am

folgenden Morgen weiter marschiren mußten, legten wir uns immerhin bei Zeiten aufs Ohr. Am 20. April überschritten wir den Col des chamaux, kampirten am 21. in Boukern, wo dazumal unsere Disziplinarkompagnie stationirte, gelangten am 22. nach El Mam und endlich am 23. nach dem lang ersehnten Raz Elma. Es war dies ein harter, aber für uns schöner Tag, an welchem wir uns überzeugen konnten, daß die von jeher zwischen den Zuaven und der Legion bewahrte Freundschaft noch nicht am Erlöschen war. In El Mam wurde uns die letzte Tagereise nach Raz Elma auf 38 km angegeben, wogegen uns ein daselbst liegendes Detaschement Zuaven versicherte, daß wir mit 48 km zu rechnen hätten und nirgends Wasser antreffen würden. Unsere Füße hatten sich, anstatt zu heilen, immer verschlimmert, und es waren viele Soldaten, die blutunterlaufene Zehennägel hatten, so daß, wenn man auf den Nagel drückte, Blut und Wasser hinten aufspritzte, und doch mußte heute noch Raz Elma erreicht werden. Nach einer kurzen Rast während der Mittagshitze hieß es wieder „Sack auf". Stunde um Stunde marschirten wir, und immer noch sahen wir keine Militärbackofen rauchen. Endlich gegen 4 Uhr sahen wir einige Zuaven um einen Hügel schwenken, welchen bald eine große Schaar folgte, die, sobald sie uns erblickten, den Laufschritt anschlugen. Ein Jeder wollte der Erste sein, um uns die mitgebrachten Erfrischungen, theils Wasser, theils Absynth, anzubieten. Gierig ergriffen wir die uns dargereichten Feldflaschen, um sie nach einigen raschen Zügen rückwärts gelangen zu lassen. Die letzten 5 km waren nun bald abgerissen und kaum hatten wir unsere Tornister abgelegt, so erschienen auch schon die Köche der Zuaven mit dem für uns bereit gehaltenen Kaffee. Zwischen den Zuaven und der Legion war es von jeher Uebung, daß man sich gegenseitig Erfrischungen entgegenbrachte, sobald man vom Anmarsch eines Detaschements Kenntniß hatte. Wir waren mit dem nun in Raz Elma stationirten Bataillon der Zuaven auf unsern frühern Streifzügen oft in Berührung gekommen, und dasselbe war einmal in Geryville, als es während eines Durchmarsches vom Schnee überrascht wurde, von einem Detaschement unsers Bataillons in dessen Baracken aufgenommen worden. Heute übten sie nun Gegendienst und wir ließen es uns gern gefallen. Wir hatten nichts mehr zu thun, als unsere Zelte aufzuschlagen

und abzukochen, da uns die Zuaven die nöthige Mannschaft für unsere Corvées zur Verfügung stellten. Am Abend gings toll her. Der starken militärischen Besatzung wegen waren mehrere Kantinen errichtet, und da wir am folgenden Tage Rasttag hatten, so bekümmerten wir uns wenig um den Schlaf und noch weniger um den Abendappell. Da die Nacht nicht kalt war, wählten sich Viele ihr Lager im Freien; ob freiwillig, oder weil sie ihre Zelte nicht mehr finden konnten, lasse ich dahingestellt. Am Morgen wurde rasch die Wäsche besorgt und die Vorbereitungen zur Nachmittagsinspektion getroffen. Dieselbe fiel jedoch nicht zur vollständigen Befriedigung der Offiziere aus, da ungefähr ein Drittel der Mannschaft abwesend oder wieder frisch betrunken war. Bei den Zuaven sah es auch nicht besser aus als bei uns. Dieselben sollten Nachmittags zum Exerziren; die Betheiligung von Seite der Mannschaft war aber so schwach, daß Verschiebung beschlossen wurde. Am 25. setzten wir uns wieder in Marsch, um das in einer Lichtung des ausgedehnten Waldes von Daya liegende große Europäerdorf Magenta zu erreichen. Zum Glück regnete es während des ganzen Marsches, die beste Gelegenheit, unsere katzenjämmerlichen Köpfe ein wenig abzukühlen. Der Regen war aber nicht von langer Dauer, und kaum hatten wir in Magenta die Zelte aufgeschlagen, so hatten wir wieder den prächtigsten Sonnenschein. Die schon so lange vermißten Wohnungen zivilisirter Menschen heimelten uns an und gerne verweilten wir ein wenig in einer sauber gehaltenen Wirthsstube mit anmuthiger Bedienung, wo wir zu annehmbarem Preise wieder ein gutes Glas Wein trinken konnten. Folgenden Tages setzten wir den Marsch durch den Wald von Daya fort, um in dem ebenfalls großen, reinlich gehaltenen Dorfe Ben Jub zu kampiren. Es blieben uns von hier aus noch 33 km bis nach Bel-Abbes. Um daselbst rechtzeitig einzutreffen, brachen wir schon Morgens um 4 Uhr auf und passirten die größtentheils von Elsäßern bewohnten großen Dörfer Tabia und Bocanifice. Während dem letzten großen Halte in der Ebene von Bel-Abbes putzten wir uns noch ein wenig zurecht, und nicht mehr lange dauerte es, bis wir auf die uns entgegenkommende Regimentsmusik stießen, unter deren Klängen wieder alle Müdigkeit verschwand, so daß wir munter in den Kasernenhof der Legion einmarschirten. Nach langem Hin-

und Herschieben wurden uns endlich unsere Zimmer angewiesen, wo wir uns einen Augenblick auf den leeren Bettladen ausruhten, jedoch nach kurzer Pause zum Ausgang in die Stadt umkleideten.

Unsere Alte war noch immer die Gleiche, nur daß sie seit unserm letzten Abschied noch etwas umfangreicher geworden war, ein Zeichen, daß sie sich nicht stark um uns gehärmt hatte. Obschon der Abendappell eine halbe Stunde später angesetzt war als gewöhnlich, langten doch die Meisten zu spät in der Kaserne an, was für heute aber keine nachtheiligen Folgen hatte, Nach dem Morgenkaffee bezogen wir unsere Betten und besorgten unsere Wäsche, womit wir wieder in Bel-Abbes eingehaust waren.

Obschon wir nun hier mit keinen Mühsalen mehr zu kämpfen hatten, verleidete uns das Garnisonsleben schon bald wieder. Wir waren nicht mehr an die gefängnißartigen Umfriedungsmauern und die strenge Consigne gewöhnt und da die Offiziere nun nicht mehr für ihre Haut zu fürchten hatten, waren wir auch nicht mehr ihre „guten Kameraden" und „braven Soldaten", sondern wurden von ihnen wieder bei unsern Garnisonsnamen „Spitzbuben", „Schelme" und „Briganten" genannt. Auch die Suppe war, trotz der großen Ordinäre-Ueberschüsse in den Kompagniekassen, unter mittelmäßig. Es war uns daher erwünscht, als eine Inspektion durch unsern de Negrier abgehalten wurde, welcher begründeten Reklamationen von Seite seiner Soldaten immer Gehör schenkte, was zur Folge hatte, daß wenigstens die Nahrung um ein Bedeutendes verbessert wurde. Im Uebrigen blieb sich aber alles gleich, nur daß auf dem Exerzirplatz mehr mit uns geschimpft wurde. Schließlich sollte ich noch in die Korporalsschule gekeilt werden, wozu ich absolut keine Lust hatte, so daß ich mich bis dahin immer davon zu drücken gewußt hatte. Die Kompagnie fing an, mir zuwider zu werden, und ich benützte die erste Gelegenheit, um mich versetzen zu lassen, um so mehr, da auch meine besten Kameraden in das neu formirte V. und VI. Bataillon versetzt worden waren. Als kurz nach dem Abmarsch dieser zwei Bataillone in den Kompagnien Nachfrage nach Gipsern und Malern, zum Zwecke des Neuanstriches der Kasernenanlagen, gehalten wurde, meldete ich mich als solcher und wurde in die Depot-Kompagnie versetzt.

Während ich nun den Sommer über fest an den Kasernenmauern herumpinselte, nahmen die in Tonkin entstandenen Reibereien immer größere Dimensionen an, welche fortwährend neue Verstärkungen der französischen Truppen nothwendig machten. Die daselbst stationirte Marine-Infanterie war zu schwach, um den von den Piraten ausgehenden fortwährenden Beunruhigungen und Schädigungen des Handelsverkehrs auf dem Rothen Fluß ein Ende zu machen; die Piraten trieben es sogar so weit, daß sie französische Truppenabtheilungen überfielen und niedermachten, wobei auch der Kommandant Rivière seinen Tod fand. Infolge dessen erhielt das erste Bataillon der Legion den Befehl, sich in Marschbereitschaft zu setzen und am 25. September Bel-Abbes zu verlassen, um in Algier nach dem Kriegsschauplatze eingeschifft zu werden. Mit großem Pompe wurde dasselbe auf den Bahnhof begleitet und ich bedauerte nun lebhaft, daß ich mich im Sommer hatte versetzen lassen. Als dann bald nachher das zweite Bataillon in Bel-Abbes Garnison nahm und die Nachrichten aus Tonkin immer ungünstiger lauteten, nahm man mit Sicherheit an, daß dasselbe dem ersten Bataillon wohl folgen werde, und da ich auch Sehnsucht nach dem fernen Osten hatte, verlangte ich, ins zweite Bataillon eingetheilt zu werden, welchem Wunsch entsprochen wurde. Anfangs Dezember erhielten wir wirklich Befehl, uns zum Abmarsch und zur Einschiffung vor Neujahr bereit zu halten. Tag für Tag hatten wir nun Inspektionen über die Ausrüstungsgegenstände, und wenn man mit allem fertig war, so wurde wieder von vorne angefangen. Es war dies arg langweilig, aber nothwendig, da sämmtliche Gegenstände, welche irgendwie schadhaft waren, neu ersetzt worden waren und für neue Sachen in Bel-Abbes von jeher günstiges Absatzgebiet gewesen. Obschon der Verkauf von Militäreffekten sehr strenge bestraft wurde, waren doch solche Vergehen stets an der Tagesordnung. Sehr oft mußte aber ein Unschuldiger leiden, da die elenden Subjekte selten ihre eigenen Sachen verkauften, sondern einen Kameraden bestahlen, und nur in seltenen Fällen gelang es, den Dieb zu entdecken, welcher dann aber erst in die Gefangenschaft verbracht wurde, nachdem ihm von der Kompagnie ein nicht eben zärtlicher Abschied gegeben worden. Endlich war Alles in Ordnung und mit Ungeduld erwarteten wir

den definitiven Marschbefehl. Am 20. Dezember wurde uns ein Telegramm verlesen, wonach die französischen Truppen unter hervorragender Mitwirkung des ersten Bataillons der Legion am 13. September Sontay genommen, jedoch bedeutende Verluste erlitten hätten. Unser Abmarsch wurde festgesetzt auf den 23. Dezember, um nach Eintreffen des Schiffes in Oran eingeschifft zu werden. Mit nicht enden wollendem Hurrah wurde diese Nachricht begrüßt. Nicht weniger erfreulich war für uns die Mittheilung, daß unser wackerer de Negrier, welcher im Laufe des Herbstes zum General war befördert worden, ebenfalls nach Tonkin eingeschifft sei und wir dort unter seinem Kommando kämpfen würden. Am 23. Dezember wurden die erste, zweite und vierte Kompagnie per Bahn nach Oran befördert, wohin uns die dritte Kompagnie am Weihnachtstage nachfolgte. Es waren zwei Transportschiffe bestimmt, der „Chollon", ein von einer Gesellschaft gemiethetes Schiff, für die erste, zweite und vierte Kompagnie, und der „Européen", dem Staate angehörend, für die dritte Kompagnie und ein Bataillon Zuaven. Schon am 26. langte der „Européen" in dem in der Nähe von Oran liegenden Hafen von Mers-el-Khebir an, am 27. nahm er unsere dritte Kompagnie an Bord, um gegen Mittag gleichen Tages die Anker zu lichten und am folgenden Tag in Bone, Provinz Constantine, den Rest seiner Ladung zu nehmen. Indessen schauten wir Zurückgebliebenen immer sehnsüchtiger auf das weite Meer hinaus und immer wollte unser Fahrzeug nicht auftauchen, bis endlich am 29. Dezember die Signalfahne auf dem Fort St. Gregoire dessen Ankunft meldete. Am Abend leerten wir noch einige Gläser auf das Wohl der Legion und des Generals de Negrier, und am 30. Dezember bestiegen wir unsere Arche. Der „Chollon" war ein stolzes, noch fast neues Fahrzeug von 115 m Länge und einer größten Breite von 15 m. Auf beiden Seiten des Vorderdeckes und auf einer Seite des Mitteldeckes waren Stallungen aufgeschlagen, in welchen fünfunddreißig Ochsen, eine Heerde Schafe, einige Schweine und eine große Anzahl Poulets und Tauben untergebracht waren. Die sechs Pferde der berittenen Offiziere befanden sich auf dem Hinterdeck. Die Lagerstätten der Mannschaft beanspruchten den ersten und zweiten Boden des Zwischendecks, während die

Waarenvorräthe, unsere Waffen, sowie das Gefangenschaftslokal noch eine Treppe tiefer lagen. Die Unteroffiziere hatten einen großen Saal im Vordertheil, während sich die Kajüten der Offiziere im Hintertheil des Schiffes befanden. Auf dem Vorderdeck befand sich ferner eine Kantine und eine Bäckerei, welche uns täglich zweimal mit frischem Brod versah, obschon die gesammte Mannschaft (Matrosen inbegriffen) auf siebenhundert Mann anstieg. Ueber die Verpflegung hatten wir nicht zu klagen. Morgens 6 Uhr Kaffee mit Cognac und Zwieback, um 10 Uhr Suppe, frisches Fleisch und getrocknetes Gemüse nebst einem Viertelliter Wein, um 4 Uhr Fleisch und Gemüse und ebenfalls einen Viertelliter Wein und überdies ausgezeichnetes Brod im Ueberfluß. Jeder hatte seinen Teller, Löffel und Gabel, und je zehn Mann eine große Suppenschüssel, Fleischplatte und Weinkessel. Bei günstigem Wetter wurden die Mahlzeiten auf dem Verdeck eingenommen, wobei aber auch das hinterste Plätzchen sorgfältigste Verwendung fand. Bei stürmischem Wetter speisten wir in den Zwischendecken, wobei es gar oft vorkam, daß bei starkem Schwanken des Schiffes zuerst die große Suppenschüssel und erst hernach der Mann über die Treppe hinunter geflogen kam und die Fleischrationen nicht vertheilt zu werden brauchten. Solche Kleinigkeiten bereiteten stets ein großes Gaudium, da wir gut genährt waren und füglich eine Mahlzeit aussetzen konnten. Dienst hatten wir natürlich nicht viel. Die Wache war nur Formsache und bestand aus täglich zwölf Mann, aber ohne Waffen und hatte zum Zwecke, allfällige Ordnungsstörungen unter der Mannschaft zu verhindern. Um uns die nothwendige Bewegung zu verschaffen, hatte jede Kompagnie per Tag eine Stunde Freiübungen auf dem Verdeck. Wer nicht Lust hatte an den Turnübungen, konnte sich am Tanz belustigen, da uns die Gesellschaft der Damen Frankreichs nebst einigen Kisten Tabak auch eine große Musikdose, welche mehrere Tänze spielte, verehrt hatte. Zu Besorgung unserer Wäsche wurde jeden Tag für ein Peloton nach bestimmter Reihenfolge destillirtes Wasser verabreicht, da man mit gewöhnlichem Meerwasser ohne eigens dazu präparirte Seife nicht waschen kann. Das Trinkwasser war ebenfalls destillirtes Meerwasser, wovon uns jeden Tag zwei große eiserne, mit Saugröhrchen versehene Behälter

angefüllt und mit Cognac vermischt wurden. Einer Nachlässigkeit in der Reparatur der Saugröhrchen verdankte ich einige Cognacräuschchen. Als das erste Mal die Wasserbehälter zugefüllt wurden, bemerkte ich beim einen, daß ein Saugröhrchen gebrochen und nur bis zu oberst in den Behälter reichte, während die andern alle bis auf den Grund desselben gingen und so dessen vollständige Entleerung durch die Röhrchen ermöglichte. Ich wußte, daß der Cognac auf dem Wasser schwimmt, wenn man ihn nicht extra mit demselben vermengt. Sobald nun nach täglich stattgefundener Füllung des Beckens der Cognac einfach oben hinein geschüttet und hernach der Deckel verschlossen wurde, machte ich mich wie zufällig an das beschädigte Saugröhrchen und sog so lange, als dasselbe noch in den Cognac hinunter reichte. Nach ein paar Tagen merkte es zufälligerweise unser Adjutant-Unteroffizier und trug in Zukunft dafür Sorge, daß die Mischung durch gehöriges Rühren vollzogen wurde.

Wie schon hievor angegeben, schifften wir uns am 30. Dezember 1883 in Oran ein und gleichen Tages gegen 5 Uhr Abends lichtete der „Chollon" die Anker und fuhr ab, ohne daß wir, zur Erleichterung der Kommandos im Zwischendeck konsignirt, nur etwas davon merkten. Als wir auf Deck steigen durften, hatten wir den Hafen von Oran bereits verlassen und bald entschwand auch der Leuchtthurm von Mers-el-Khebir unsern Augen. Da die See spiegelglatt war und das Schiff auch nicht im Geringsten schaukelte, wurden nur sehr wenig von der Seekrankheit befallen und auch diese wenigen nur schwach.

Am Silvester beschäftigten wir uns noch mit der festen Zutheilung der Plätze, Eintheilung der zehngliedrigen Eßgenossenschaften und dergleichen, während dann am Neujahrstage die Turnübungen begannen und unsere Musikdose zum ersten Male ihre Walzer und Polkas zum Besten gab. Am 2. Januar kreuzten wir Malta, von wo aus ich noch einen letzten Gruß gegen Norden winkte. Am 3. und 4. Januar hatten wir unruhiges Meer, wobei es öfter vorkam, daß während der obligatorischen Uebungen die ganze Tanzgesellschaft zu einem Knäuel in eine Ecke geworfen wurde. Am Morgen des 5. Januar fuhren wir in den Hafen von Port-Saïd ein. Kurz vor dem Einlaufen wurde ich auf die Wache kommandirt, welche, um im

Nothfalle sich auf dieselbe verlassen zu können, ganz aus ältern Soldaten erster Klasse zusammengestellt und bewaffnet wurde. Der Hafen selbst war angefüllt von Schiffen, die entweder durch den Suez-Kanal gekommen waren oder denselben zu passiren gedachten und nun hier stationirten, um sich mit Kohlenvorrath oder andern Bedürfnissen zu versehen, oder auch nur die Reihenfolge zum Einlaufen in den Kanal abwarteten. Unser Schiff hatte kaum die Anker geworfen, als auch schon einige Kohlenbarken anlangten, nebst etwa dreißig Aegyptern als Trägern, sowie einige Orangenverkäufer, welch' letztern jedoch das Betreten des Schiffes untersagt war. Sie drängten sich aber ungeachtet des Verbotes auf die Verbindungsbrücke zwischen dem Schiff und den Kohlenbarken und suchten das Betreten des Schiffes zu erzwingen. Ich war genöthigt, von meinem Gewehrkolben Gebrauch zu machen, was zur Folge hatte, daß ein Orangenverkäufer bei zu raschem Rückzüge die Brücke verfehlte und ein unfreiwilliges Bad nahm, von welchem er sich jedoch bald wieder erholte, wobei er nur seine Orangen zu verschmerzen hatte. Um Fluchtversuchen von Seite der Soldaten vorzubeugen, hatte die Wachtmannschaft die Konsigne, die Annäherung zu den Brustwehren zu verhindern. Zu größerer Vorsicht waren sämmtliche Offiziere und Unteroffiziere mit geladenen Revolvern bewaffnet, um allfälligen Ausreißern das Schwimmen zu wehren; zweifelhaft bleibt es aber immerhin, ob Jemand gewagt hätte, im Hafen zu schießen, da dies zu unangenehmen Konflikten hätte führen können. Die Mannschaft an und für sich hatte den Befehl, im Hafen nicht zu schießen.

Die Verladung der Kohlen, sowie einer Anzahl Ochsen, ging übrigens so rasch vor sich, daß um 3½ Uhr Nachmittags alles fertig war und das Schiff um 4 Uhr in den Suez-Kanal einlief. Bei der vorgeschriebenen geringen Fahrgeschwindigkeit legten wir bis 5 Uhr etwa 7 km zurück. Da bei Nacht im Kanal nicht gefahren werden darf und die Dämmerung bald einbrach, wurde das Schiff vermittelst Ankertauen an am Ufer eingerammten Pfählen festgebunden. Dasselbe befand sich also ganz nahe am Ufer in einer für Fluchtversuche geeigneten Weise. Ich hätte das Land sogar trockenen Fußes erreichen können, da ich neben dem auf dem Hinterdeck befestigten Ankertau auf Posten stand.

Gegen 10 Uhr Abends, etwa zwei Stunden nach dem Appell, meldete mir ein auf dem Mitteldeck plazirter Posten, er glaube, daß sich zwei Soldaten flüchten wollten, und fragte mich, was ich ihm vorkommenden Falls zu machen rathe. Ich sagte ihm, er solle sie zur Vorsicht ermahnen und ihnen glückliche Reise wünschen. Er schien diesen Rath zu befolgen, denn bald darauf hörte ich ein ganz leichtes Plätschern und sah dann zwei Schatten in der Richtung nach Port-Saïd verschwinden. Etwa eine Viertelstunde nachher wurden wir abgelöst und hatten bald heraus, daß wir zwei allein um den Vorfall wußten. Ohne irgend etwas merken zu lassen, legten wir uns nieder, und als wir gegen Morgen wieder auf Posten standen, machten wir dem Postenchef von der angeblich soeben stattgefundenen Entweichung Mittheilung. Sofort wurden einige Matrosen in einem Boote zur Verfolgung ans Land geschickt, welche natürlich erfolglos blieb. Es wurde zum Appell geblasen und die Namen der Fehlenden konstatirt. Damit war diese Angelegenheit erledigt, ohne daß der Wachtmannschaft Nachlässigkeit vorgeworfen werden konnte, da dieselbe die Entweichung bemerkt und hievon Rapport abgestattet hatte. Bei Tagesanbruch wurde das Schiff wieder losgekoppelt und wir setzten die Fahrt durch die eintönige Landschaft weiter. Auf der Ostseite des Kanals ist Alles trockenes Gebiet, während sich auf der Westseite unabsehbare Sümpfe ausdehnen, die mit großen weißen Sumpfvögeln förmlich übersäet waren, so daß man vermeint hätte, ein weites Schneefeld zu überblicken, wenn uns die Sonne nicht andere Gedanken ins Hirn gebrannt hätte. Im Nachmittag erreichten wir den etwas über der Mitte des Kanals gelegenen großen See, wo wieder mit normaler Geschwindigkeit gefahren werden durfte und welchen wir noch vor Nachteinbruch durchschnitten hatten, um nun zwischen beidseitig sich erhebenden Sandhügeln den Morgen abzuwarten. Ich war gespannt auf den Verlauf des letzten Tages, den wir noch im Kanal zubringen sollten, da ich aus sicherer Quelle von einem zweiten Fluchtversuch unterrichtet war. Schon war der Vormittag ruhig vorbei und in etwa drei Stunden mußten wir ins Rothe Meer gelangen. An der Schiffsglocke schlug die Mittagstunde und gleichzeitig ertönte das Zeichen zum Appell in den Zwischendecken. Noch waren nicht alle hinuntergestiegen, so

krachten vereinzelte Revolverschüsse vom Verdeck, denen rasch ein Schnellfeuer folgte. Zwei Deutsche hatten sich auf der Küche versteckt gehalten und den Moment, da sich Alles zum Appell begab, benutzt, um sich in den Kanal zu stürzen. Sie wurden von einigen Offizieren bemerkt, die in ihren nahen Kajüten ihre Revolver herbeiholten und darauflos feuerten, ohne jedoch zu treffen. Das Schiff machte Halt. Im Nu war ein Boot hinuntergelassen und einige Matrosen machten sich an die Verfolgung. Der größere der Flüchtlinge hatte jedoch bald das östliche Ufer erreicht und verschwand hinter einer Sanddüne, um bald darauf einen dahinter liegenden Sandhügel zu gewinnen. Oben angelangt, machte er Halt und Front gegen das Schiff, schwenkte seine Mütze und schlug das hauptsächlich den Elsäßern geläufige Zeichen der Verachtung, worauf er hinter dem Hügel verschwand. Der Kleinere war augenscheinlich ein zu schwacher Schwimmer, da er den Wellenschlag des Schiffes nicht zu bewältigen vermochte. Er wurde denn auch bald von den ihn verfolgenden Matrosen ergriffen und auf das Schiff zurückgebracht, wo er während der ganzen Fahrt in sicherm Gewahrsam gehalten wurde. Etwa zwei Stunden später tauchte in der Ferne Suez auf und um 4 Uhr befanden wir uns im Rothen Meer. Nach meinem aus der Regimentsbibliothek geschnappten Atlas kreuzten wir am folgenden Tag den Sinaï, worauf wir dann auf mehrere Tage kein Land mehr in Sicht bekamen. Die Hitze wurde immer unausstehlicher, obschon die Ventilation vermittelst weiter Schläuche, welche von den Zwischendecken bis hoch über das Verdeck hinausführten, nichts zu wünschen übrig ließ. Zudem war das ganze Verdeck über Tag mit Segeltuch überspannt. In der Nähe des Ausganges des rothen Meeres wurden wir von großen Schwärmen fliegender Fische überrascht, welche oft nach Tausenden zählen mußten. Im Anfang, als wir sie nur vereinzelt sahen, glaubten wir, es seien Vögel, welche über das Wasser hinweghuschten; als sie aber in größern Schaaren auftauchten, hatten wir uns bald von unserm Irrthum überzeugt. Am 14. Januar durchliefen wir die Straße von Bab-el-Mandeb. Ob dies auf deutsch Thränenstraße heißt, wie behauptet worden, weiß ich nicht; jedoch habe ich mich überzeugen können, daß hier ein sehr gefährlicher Durchpaß ist.

Obschon wir sozusagen keinen Wind hatten, war das Meer stark bewegt, und auf den zahlreichen Sandbänken und Klippen lagen die gestrandeten Dampfer nur so herum. An einer einzelnen Stelle konnten wir sieben dieser stolzen Fahrzeuge zählen, die, bei stürmischem Wetter an den Strand geworfen, für immer dort bleiben, bis sie nach und nach dem Zerfall unterliegen. Am folgenden Morgen kreuzten wir Aden, ohne anzuhalten. Wir befanden uns nun im Indischen Ozean und vor zehn Tagen war kein Land mehr zu erwarten. Auf dem Schiff hatten wir jetzt mehr Freiheit, da der Abendappell weggefallen war und wir über Nacht auf dem Verdeck bleiben durften. Es bildeten sich rasch mehrere Gesangvereine, die sich schließlich in einen französischen, einen deutschen und einen schweizerischen auswuchsen. Abwechslungsweise gaben wir unsere Leistungen bis spät in die Nacht zum Besten, wobei wir Schweizer die Genugthuung hatten, immer am meisten beklatscht zu werden. Schließlich wurden Theaterstücke geschmiedet, zuerst deutsche, dann auch französische. Die Garderobe des Schiffspersonals wurde uns bereitwillig zur Verfügung gestellt und bald zählten wir das ganze Offiziers-korps zu unsern fleißigsten Besuchern. Diese waren uns auch die liebsten, denn es waren die einzigen, die etwas bezahlten. Ueber Tag amüsirten wir uns mit Karten- oder Lottospiel oder ergötzten uns an den gegen Hinterindien immer zahlreicher werdenden Del-phinen und an ihren Tänzen. Eines Tages ließ sich ein großer Schwarm von wenigstens hundert dieser Kolosse mit unserm Schiff in ein Wettrennen ein. Sie hüpften nur so über das Wasser hinweg, blieben etwa eine Viertelstunde auf gleicher Höhe mit dem Schiff, schwenkten dann mit einem letzten Anlauf um die Spitze desselben und suchten das Weite.

So verging ein Tag um den andern und schon hofften wir, bald die Insel Ceylon auftauchen zu sehen und in Colombo vor Anker zu gehen, als unser Schiff von einem kleinen Miß-geschick heimgesucht wurde. Gegen Mittag des 23. Januar ver-spürten wir einen heftigen Ruck, begleitet von einem starken Zischen, worauf die Maschine zu arbeiten aufhörte. Der Deckel eines Dampfzylinders war gespalten, weßhalb die Weiterfahrt bis nach erfolgter nothdürftiger Reparatur eingestellt werden

mußte. Der „Chollon“ hatte auch sonst heute einen Unglückstag. Als zwei Köche einen großen Kessel voll siedender Fleischbrühe von einer Küche in die andere transportiren wollten, glitschte der eine von ihnen aus, wobei ihm durch den Inhalt des Kessels beide Beine total verbrüht wurden, so daß er ins Krankenzimmer getragen werden mußte. Am Abend wurde die große Schiffslaterne beim Vordermast durch zwei große übereinanderhängende Signallaternen ersetzt. Alles hatte sich ringsum geschaart, um die uns bis jetzt unbekannten Dinger an den langen Seilen in die Höhe steigen zu sehen. Doch kaum waren sie in der schwindelnden Höhe angelangt, als das Seil über der obern Laterne riß und beide zerschmetternd auf das Verdeck fielen. Da Alles in die Höhe schaute, hatte man gerade Zeit genug, zurückzuweichen, bis sie auf dem Verdeck angelangt waren, so daß glücklicherweise Niemand verletzt wurde. Wir mußten uns für die Nacht mit den beiden Seitenlaternen begnügen, da die gewöhnliche Schiffslaterne nicht aufgezogen werden durfte. Während der Nacht wurde unser Schiff zwei Mal von vorbeifahrenden Schiffen angerufen; auf erfolgte befriedigende Antwort von Seite des Kapitäns wurden wir aber ruhig liegen gelassen. Nach ununterbrochener Arbeit war der erlittene Schaden vermittelst schwerer Belastung des gesprungenen Deckels und Anbringen von Sperrbalken am Morgen des 25. soweit hergestellt, daß wir mit Viertelskraft wieder losgehen konnten. Am folgenden Morgen verkündeten uns an den Hauptmasten angebrachte Plakate, daß wir gegen Abend des 26. in Colombo eintreffen würden. Das Meer fing an, belebter zu werden. Die kreuzenden Dampfer wurden immer zahlreicher und endlich sahen wir die Küste von Ceylon auftauchen. Lustig tummelten sich die kleinen, aber gegen Umschlag praktisch eingerichteten Boote der Eingebornen auf dem offenen Meer, von einem einzelnen kleinen Segel getrieben, das oft nur mit einem Ende an einer Stange befestigt war, während das andere Ende vom Schiffer mit beiden Händen gehalten und je nach dem Winde gedreht wurde. Der Hafen von Colombo ist sehr groß und gut eingerichtet, und gerne weideten sich unsere Augen an dem wohlthuenden Anblick der mit Palmen- und Bananenwäldern besäumten Ufer. Bald hatte unser Schiff auch den Besuch von

eingebornen Handelsleuten, alles kräftige, schön gebaute, bronzefarbene Gestalten, welche sich in englischer Sprache bei unserm Proviantmeister nach seinen Bedürfnissen erkundigten, während die Kleinhändler mit ihren Kähnen unser Schiff umlagerten und uns Ananas, Bananen und Kokosnüsse zum Kaufe anboten. Es wurde uns aber mitgetheilt, daß wir während der Zeit, die wir hier zubringen mußten, alltäglich auf Rechnung des Ordinäre mit diesen Herrlichkeiten bedacht werden sollten.

Sofort nach unserer Ankunft wurde der beschädigte Dampfzylinder von Berufsleuten aus Colombo besichtigt. Da keine Deckel auf Vorrath vorhanden waren, mußte ein neuer gegossen werden, was innert etwa vierzehn Tagen als möglich erklärt wurde, und so lange mußten wir also hier im Hafen liegen bleiben, was wir uns in Hinsicht auf die uns in Aussicht gestellte ordentliche Behandlung gerne gefallen ließen. Dies Versprechen wurde auch reichlicher erfüllt, als wir zu erwarten hofften. Man wollte uns jedenfalls in guter Laune behalten. Wir erhielten jeden Mittag acht bis zwölf Bananen per Mann und je zwei und zwei eine Kokosnuß oder Ananas, also hinreichend, um uns Tag für Tag an diesen herrlichen Früchten satt zu essen, und gleichwohl schmeckten sie uns jeden Tag besser. Wir bedauerten nur, daß wir das Schiff nicht verlassen durften. Am Abend des 7. Februar wurde der neu gegossene Zylinderdeckel an Bord geschafft. Da die übrigen Arbeiten nicht mehr als einen Tag in Anspruch nehmen sollten, war mit Sicherheit anzunehmen, daß das Schiff am folgenden Abend den Hafen verlassen werde. Mit Spannung erwartete ich den Abendappell, da ich mit Sicherheit annehmen durfte, daß ein Soldat aus meiner Korporalschaft mit einem andern einen Fluchtversuch beabsichtigte. Ich hatte mich nicht geirrt. Wie zum Appell geblasen wurde, ertönten mehrere Revolverschüsse auf dem Verdeck. Die Beiden hatten es gewagt und waren ins Meer gesprungen, um sich durch Schwimmen zu flüchten, waren aber sofort entdeckt worden. Die dem bewegten Meerwasser entspringenden Funken zeichneten bei der herrschenden Dunkelheit den von den Flüchtlingen eingeschlagenen Weg zu deutlich ab, so daß es den sie verfolgenden Booten ein Leichtes war, sie in kurzer Zeit wieder an Bord zu bringen, während uns andern das Betreten des Ver-

decks untersagt wurde. Die armen Opfer wurden nach ihrer Einbringung von den Unteroffizieren zu Boden geworfen, mit Schlägen und Fußtritten etwa eine Viertelstunde lang in der brutalsten Weise mißhandelt und hernach, an Händen und Füßen gebunden, in die untersten Schiffsräume geworfen. Ohnmächtig unsere Entrüstung verhaltend, mußten wir am folgenden Tag zuhören, wie sich die Unteroffiziere ihrer Brutalität gegenüber den armen Unglücklichen rühmten. Am Abend des 8. Februar wurden die Anker gelichtet und als ich nach Mitternacht auf das Verdeck trat, hatten wir die Südspitze von Ceylon bereits umschifft, da wir wieder vollständig östlichen Kurs hatten. Uns den Tag über der Küste entlang ziehend, gelangten wir gegen Abend wieder ins offene Meer, um am vierten Tage in die Straße von Malakka einzulaufen. Südlich die Insel Sumatra, nördlich die Südspitze vom asiatischen Festlande und dazwischen eine Anzahl kleiner Inselchen, alles von den üppigsten Urwaldungen überwachsen, aus welchen uns die zahlreichen Leuchtthürme mit zudienendem Wohngebäude gleich Gartenwirthschaften entgegenwinkten; doch suchte ich immer vergeblich die obligatorische Kegelbahn und die anmuthige Bedienung. Nach dreitägiger kurzweiliger Fahrt hielten wir am Nachmittag des 16. Februar vor Singapore, jedoch ohne in den Hafen einzulaufen. Nach höchstens einstündigem Halt wurde die Fahrt wieder aufgenommen und am folgenden Morgen befanden wir uns im Chinesischen Meer, um in nördlicher Richtung dem Golf von Tonkin zuzusteuern. Am Morgen des 24. Februar erreichten wir die Bay d'Alon, um noch am gleichen Abend nach ununterbrochener Fahrt zwischen einer Anzahl größerer und kleinerer Felsen, die durch die Natur oft in den wunderbarsten Formen ausgearbeitet worden, auf die französische Kriegsflotte zu stoßen. Der „Chollon" war an seinem Ziele angelangt. Am Morgen des 25. stiegen wir in eigens für die Flußfahrt erbaute Kanonenboote, um nach siebenstündiger Fahrt auf dem Rothen Fluß in Hay-Phong ans Land gesetzt zu werden. Nach 57 Tagen wieder festes Land unter den Füßen kam uns ganz ungewohnt vor.

Hay-Phong ist eine ziemlich große Stadt, die jedenfalls in kurzer Zeit an Bedeutung stark zunehmen wird, da der Rothe Fluß nun auch für große Dampfer bis hieher fahrbar gemacht

und der Hafen zweckmäßig eingerichtet ist. Die Gebäude sind größtentheils aus Backstein erbaut und mit Ziegeln gedeckt, wie übrigens alle bedeutendern Ortschaften in Tonkin. Die Mehrzahl der Bewohner besteht aus Annamiten; ein kleiner Theil sind Europäer und Chinesen, welche sich hauptsächlich mit dem Großhandel beschäftigen, während die Annamiten die arbeitende Klasse bilden oder sich dem Kleinhandel mit einheimischen Produkten widmen, welche sie auf dem Markte feilbieten. Sowohl Männer als Frauen beschäftigen sich mit den verschiedenen Erwerbszweigen. Wir hatten im Anfang Mühe, die Annamitenmänner von den Frauen zu unterscheiden. In Ortschaften, wo Männer und Frauen gekleidet sind, ist der Anzug auf den ersten Anblick ein ziemlich gleichmäßiger. Auch tragen beide Theile das Haar in Strähnen um den Kopf gewickelt. Die meisten Männer sind bartlos. Alles raucht oder kaut Tabak oder andere narkotische Pflanzen. Sowohl Männer wie Frauen haben den gleichen gelben Teint und schwächlichen Körperbau und gewähren einen gleich widerlichen Anblick. Die Chinesen hingegen erkannten wir leicht an ihrer Gesichtsbildung und ihrem kräftigeren Körperbau, an ihrer Kleidung und dem herabhängenden Zopf.

Sofort nach unserer Ankunft wurden wir in einer großen, mit hölzernen Pritschen möblirten Baracke untergebracht und ich hatte das Glück, sogleich auf die Wache kommandirt zu werden. Es war mir dies sehr lieb, da zahlreiche schwere Corvées in Aussicht standen; denn wir sollten bereits am folgenden Tage nach Hay-Dzuong abfahren. Zu diesem Zwecke mußte unser ganzes Magazin frisch verladen werden, was dann auch den ganzen Nachmittag in Anspruch nahm. Die nothwendigsten Brocken der chinesischen Sprache hatten wir bald los, um die ersten Bedürfnisse eines Soldaten befriedigen zu können. Der Schum-Schum (eine Art Reisschnaps), der angenehm zu trinken ist, aber in zu starken Zügen genossen sehr unliebsame Folgen nach sich zieht, machte sich bald bei vielen Soldaten bemerkbar und bevor der Abendappell verlesen, war unser Wachtlokal, das für diese Nacht auch als Sicherheitslokal für die Gestraften diente, mit Burschen in rasendem Zustande angefüllt, welche sicherheitshalber geknebelt werden mußten, um ihren Rausch bis am Morgen auszuschlafen. Um 4 Uhr war Tagwache. Die Mannschaft der drei Kompagnien

wurde in Kanonenboote verladen, während das Magazin auf einem von zwei Annamiten bedienten Dampfboot annamitischer Bauart befördert wurde, von der Wachtmannschaft als Sicherheitsbedienung begleitet. Die Fahrt nach Hay-Dzuong verlief ganz ruhig. Die Kanonenboote, welche ungefähr drei Stunden vor uns Hay-Phong verlassen hatten, waren längst am Bestimmungsort angelangt, als wir daselbst eintrafen. Es bot sich uns hier kein erfreulicher Anblick. Die ganze Stadt war zur Ruine geschossen und nur weiter zurück erblickte man die noch gut erhaltene, von französischen Truppen besetzte Zitadelle, umgeben von einigen kleinen Pagoden und Bambushütten. (Die Pagoden sind zu Kultuszwecken errichtete Gebäude und oft sehr luxuriös ausgestattet.) Wir warteten vergeblich auf Ablösung. Als der Postenchef schließlich zur Ueberzeugung gelangt war, daß man uns total vergessen hatte, beorderte er mich, den diensthabenden Adjutanten aufzusuchen, um ihm das Verlangen um Ablösung vorzutragen. Unserer Vermuthung nach war das Bataillon in der Zitadelle untergebracht und es gelang mir endlich, auf engen, von Sümpfen umgebenen Pfaden das Hauptthor derselben zu erreichen. Von einem daselbst stationirten Wachtposten der Marine-Infanterie vernahm ich, daß wirklich eine Abtheilung der Legion in der Zitadelle liege. Ich schlug den mir angewiesenen Weg ein und stieß nach längerm Umherlaufen auf unsere dritte Kompagnie, welche sich auf dem „Européen" eingeschifft hatte und uns hier seit vierzehn Tagen erwartete. Hier vernahm ich, daß die andern drei Kompagnien in Baracken außerhalb der Zitadelle untergebracht waren. Da auf dieser Seite kein Ausgang war, mußte ich den Rückweg gegen das Hauptthor einschlagen und so gelangte ich endlich bei einbrechender Dunkelheit zu meiner Kompagnie. Ich entledigte mich so rasch als möglich meines Auftrages und erhielt als Rückmeldung, daß das Magazin am folgenden Tage ausgeladen werde und wir bis dahin den Wachtdienst daselbst noch zu besorgen hätten. Ich fragte noch nach unserer Suppe, erhielt aber zur Antwort, es sei keine mehr da. Es war mittlerweile stockdunkle Nacht geworden und doch mußte ich wieder auf meinen Posten zurück. In steter Gefahr, mich in einem Sumpfe zu verlieren, irrte ich gut anderthalb Stunden in den schmalen Weglein umher, deren plötzliches Ende mich oft

zur Rückkehr zwang, bis ich endlich festen Boden unter den Füßen hatte. Ich befand mich auf der Straße zwischen den ausgebrannten Gebäuden und hatte nun bald den Landungsplatz gefunden. Nach Abgabe meiner Meldung zogen wir den Landungssteg zurück und ich wollte mich eben auf dem Verdeck ausstrecken, als meine Nummer zum Wachestehen gerufen wurde. Eine Viertelstunde später war alles ruhig. Meine Kameraden schnarchten und ich lehnte mich mit dem Gewehr im Arm an die Brustwehr und überblickte den breiten Wasserspiegel, eine Abzweigung des Rothen Flusses. Von der Landungsstelle her waren wir sicher, da man sich hier ohne Geräusch nicht nähern konnte. Vom jenseitigen Ufer warfen einige Lichter ihre schwachen Streifen über das Wasser, was mir die Bewachung bedeutend erleichterte. Ich mochte ungefähr eine Stunde unbeweglich auf meinem Posten gestanden haben, als ich einen Kahn bemerkte, der ruhig in der Richtung gegen unser Boot den Fluß hinabtrieb. Ich erkannte ihn bald als annamitisches Fahrzeug und konnte mit Sicherheit annehmen, daß es keine Patrouille sei. Da ich einen gewaltigen Hunger verspürte, entschloß ich mich, den Kahn nur leise anzuhalten, wenn er ganz in meiner Nähe sei, um ihn nachher auf Lebensmittel zu untersuchen. Vorsichtshalber band ich meine 4 m lange Ordonnanzleibbinde los, befestigte das eine Ende an der Brustwehr und das andere um meinen Leib und hielt mich ein wenig verdeckt, bis der Kahn ganz in der Nähe des Bootes angelangt war. Plötzlich zeigte ich mich ganz, machte ein Zeichen zum Anhalten und brachte das Gewehr in Anschlag. Der Kahn mußte wohl mehr durch Zufall als in irgend einer bösen Absicht hieher gelangt sein, denn er hatte nur einen Annamiten und zwei Frauen als Insaßen, welch' letztere sich ein paar Mal bekreuzten und mir zum Zeichen, daß sie gute „Catholika" seien, ein um den Hals gehängtes Kreuzchen vorwiesen. Ich stieg nun in den Kahn hinab und entdeckte zu meiner großen Freude ein Körbchen voll gesottener Eier. Ich warf den Weibern einige Sousstücke zu, füllte meine Taschen mit Eiern und als ich hatte, was ich wollte, schickte ich mich an, den Kahn wieder zu verlassen. Dem Annamiten schien nun doch ein anderer Gedanke gekommen zu sein, denn er versuchte mit einem Ruderzug das Fahrzeug in Bewegung zu bringen, was ich aber durch Anziehen meiner Leibbinde und

Entgegenstemmen mit den Füßen verhinderte. Ich brauchte auch nur rasch den Säbel zu ziehen und schon lag er mit dem flehentlichen Ausspruch „Schim Schim Budda" auf den Knieen und ließ das Ruder fahren. Ich stieg nun wieder in unser Boot über und bedeutete ihm, seiner Wege zu gehen. Meine Kameraden schliefen so fest, daß sie von dem ganzen Vorfalle nichts bemerkt hatten, und als ich meine Eier verzehrt, war die Zeit meiner Ablösung da. Ich weckte die folgende Nummer und ruhte mich in erquickendem Schlafe aus bis am hellen Morgen. Endlich langte dann auch die Corvéemannschaft zur Ausladung des Bootes an, worauf wir uns in unsere Kompagnie verfügten. Ich erhielt schon Nachmittags den Besuch eines Kameraden aus dem ersten Bataillon, welcher wegen Krankheit in Hay-Dzuong zurückgeblieben war und mir nun bei einer Flasche Schum-Schum seine Erlebnisse seit der Abreise aus Bel-Abbes erzählte. Die Reihen des ersten Bataillons waren schon stark gelichtet, wozu hauptsächlich die Verluste bei der Einnahme von Sontay, vom 13. Dezember 1883, sowie die nun überhandnehmenden klimatischen Krankheiten wesentlich beitrugen. Auch der sehr beliebte Adjutant des ersten Bataillons, Hauptmann Mehl, hatte bei der Einnahme von Sontay seinen zu frühen Tod gefunden. Wir hatten in Hay-Dzuong Mühe, für unser Geld etwas zu erhalten, und waren genöthigt, dasselbe in annamitische Münzsorten umzuwechseln. Die Bezahlung unter den Annamiten geschah dazumal noch hauptsächlich in Sabuks, wohl der elendesten Münzsorte, die vorkommen kann. Sie besteht aus einer leicht brüchigen Metallmischung in der Größe eines schweizerischen Zweirappenstückes und repräsentirt einen Werth von 1/7 Rappen. In der Mitte ist ein viereckiges Loch, vermittelst dessen diese Geldstücke an eine Bambusfaser angezogen werden. Zwischen je 35 Stücken (= 5 Rappen) ist ein Knoten. Eine ganze Geldwurst hat den Werth von einem Franken. Die Behauptung, daß das Geld in den Städten Tonkins fuderweise herumgeführt wird, ist daher keine Uebertreibung. Wir plagten uns aber nicht gar lange mit diesem Mist, da sich bald die kupfernen Cents und die silbernen Zehn- und Zwanzig-Centsstücke und Piaster Eingang verschafften, welche uns den Dienst von französischen Fünf-Rappen-, Halbfranken-, Franken- und Fünffrankenstücken leisteten und nur in einem minimen Werth-

unterschied von denselben standen. Während unserm Aufenthalt in Hay-Dzuong machten wir täglich Marschübungen in vollständiger Ausrüstung über die etwa 15 cm breiten Dämmchen durch die unter Wasser stehenden, unabsehbaren Reisfelder, um uns zum bevorstehenden Felddienst vorzubereiten. Diese Dämmchen theilen die Reisfelder in zahllose kleine, viereckige Stücke, die so unregelmäßig zu einander stehen, daß man immer um die Ecken laufen muß und in einer Stunde kaum mehr als 2 km in gerader Linie zurücklegen kann, wenn man nicht vorzieht, durch das 15 bis 20 cm tiefe Wasser zu waten. Zudem kann nie mehr als eine Sektion den gleichen Weg benützen, da der weiche Boden bald das Wasser durchschlagen läßt und die letzten immer im Koth marschiren müssen. Eine Kompagnie marschirt daher immer in vier Parallelen, deren Distanzen je nach der Lage der Dämmchen wechseln. Diese Marschformation ist gut, wenn man in sicherm Terrain kurze Strecken zurückzulegen hat, was bei der Legion selten der Fall war, so daß wir bald den geraden Weg durch das Wasser vorzogen. Wir verließen Hay-Dzuong wieder per Schiff am Nachmittag des 3. März, um während der darauf folgenden Nacht bei den sieben Pagoden zum ersten Bataillon zu stoßen. Ich war während der Fahrt eingeschlafen und wurde erst in der Nähe unseres Bestimmungsortes durch einige Kanonenschüsse und rasch aufeinander folgende Gewehrsalven aufgeweckt. Die Piraten hatten einen nächtlichen Angriff auf die Stellungen des ersten Bataillons ausgeführt, um den Uebergang über den Fluß zu erzwingen und sich mit der Besatzung von Bac-Ninh zu vereinigen, woran sie bis jetzt durch das erste Bataillon waren verhindert worden. Der kräftige Widerstand und das Anlangen frischer Truppen bewog sie aber zum Rückzug, ohne daß wir in das Gefecht einzugreifen genöthigt waren, so daß wir den Rest der Nacht ruhig verbrachten. Nur einzelne in Flammen stehende umliegende Dörfer bekundeten uns, daß die Piraten die Einwohner überfallen und ausgeplündert hatten. Am folgenden Tage wurde dann auch eine große Anzahl verstümmelter Annamiten in unsere Ambulance gebracht, wo sie von den französischen Aerzten die nöthigste Pflege erhielten. Die nächsten Tage beschäftigten wir uns mit Befestigungsarbeiten, während wir des Nachts die regelmäßigen Angriffe des

Feindes abzuwehren hatten. Es war dies weniger gefährlich als ermüdend, da diese Ueberfälle oft zwei bis drei Mal per Nacht stattfanden, aber vom Feinde nie mit Ausdauer fortgesetzt wurden. Wir konnten kaum die nothwendigste Wäsche besorgen, da der Vormarsch auf Bac-Ninh in nächster Aussicht stand und wir täglich den Marschbefehl erhalten konnten. Derselbe erfolgte auch auf den 9. März, nachdem wir noch durch drei Bataillone Linientruppen und einige Artilleriegeschütze verstärkt worden waren. Die erste Kompagnie des zweiten Bataillons der Legion sollte bei den sieben Pagoden verbleiben, um den Uebergang der umliegenden Schwarzflaggen zu verhindern. Sie hatte zu diesem Zwecke eine sehr vortheilhafte, von uns gut befestigte Stellung am uns entgegengesetzten rechten Flußufer bezogen. Unsere Kolonne war noch nicht lange abmarschirt, so sahen wir schon auf den jenseits des Flusses gelegenen Hügeln die Schwarzflaggen in zahlreichen Gruppen auftauchen, um die zurückgelassene Besatzung anzugreifen; einige gut abgegebene Pelotonssalven und die Unterstützung zweier Kanonenboote brachten sie aber zum Stehen. Sie versuchten noch einige Male den Vorstoß gegen die gedeckte Stellung unserer Kameraden, waren aber nach etwa halbstündigem lebhaftem Kampfe gezwungen, unter großen Verlusten den Rückzug anzutreten. Wir hatten bei Beginn des Angriffs Halt gemacht und hatten Gelegenheit, aus einiger Entfernung die Wirkung der abgegebenen Pelotonssalve und der Geschosse der Kanonenboote zu beobachten. Als es wieder ruhiger geworden, setzten wir unsern Marsch weiter und gelangten nach Mittag auf einen Hügelzug, welcher uns die Aussicht auf die Dörfer von Dzuong und einige vereinzelt gelegene befestigte Anhöhen gewährte. Dazwischen waren lauter Reisfelder und wir konnten uns schon von hier aus auf einige Stunden Gefechtsmethode in fußhohem Wasser gefaßt machen. Die Befehle waren rasch ertheilt. Das erste Bataillon der Legion hatte sich mit den etwas nördlich gelegenen, befestigten, aber nicht sehr stark besetzten Hügeln zu beschäftigen, während wir den Marsch in der Ebene zum Angriff auf die rückwärts gelegenen, von den Piraten besetzten Dörfer fortsetzen sollten. Die Linientruppen bildeten die Reserve und die Bedeckung der Artillerie. Nach dreistündigem hartnäckigem Kampfe, unter stetem Vorrücken von

Stellung zu Stellung, waren wir im Besitz der für uns wichtigen Punkte. Die Artillerie hatte uns unter verschiedenen Malen willkommene Dienste geleistet. Obschon wir mehrere Todte, worunter ein Offizier und zwei Unteroffiziere, und eine Anzahl Verwundeter zu beklagen hatten, waren wir froh über den glücklichen Ausgang. In den genommenen Dörfern fanden wir doch wenigstens trockene Unterkunft und frisches Fleisch, welches wir freilich zuerst einfangen mußten, da sowohl ganze Heerden Schweine, wie Enten und Hühner frei umherliefen, aber Niemand zugegen war, dem man etwas hätte abkaufen können. Wir hatten wohl unsere Rationen stinkenden Konservefleisches bei uns; da wir dasselbe aber für den Nothfall aufsparen wollten, zogen wir die frische Waare vor. An Reis, Linsen und Erbsen war ebenfalls kein Mangel. Wer nicht dem Wachtdienst obliegen mußte, sorgte für Proviant für sämmtliche Mannschaft, und so hatten wir bald ein ganz ordentliches Nachtessen bereit. Hernach wurden die Säcke wieder geschnallt, und Gewehr im Arm legte man sich aufs trockene Reisstroh, bis man auf Wache gerufen wurde.

Am folgenden Morgen wurde uns im Tagesbefehl von unserm General de Negrier über unsere tapfere Haltung ein schönes Kompliment gemacht, mit dem Beifügen jedoch, daß in Zukunft das Einfangen von Schweinen und dergleichen bei Androhung von acht Tagen Gefangenschaft zu unterbleiben habe. Wir mußten also darauf bedacht sein, dieselben in Zukunft ohne Geschrei todt zu machen, um nicht die Aufmerksamkeit der höhern Offiziere auf uns zu ziehen. Für heute hatten wir nichts zu thun, als neben dem Wachtdienste unsere Ausrüstung zu besorgen. Vom Feinde war keine Spur mehr vorhanden, da sich derselbe wahrscheinlich nach Bac-Ninh zurückgezogen hatte. Für den folgenden Tag war das Fassen von Proviant und Munition angesagt. Die Corvées waren schon auf den Vormittag kommandirt; da die Aufstellung der Gutscheine aber viel Zeit in Anspruch nahm, konnten wir erst gegen 1 Uhr Mittags abmarschiren. Eine Abtheilung blieb zurück zur Bewachung der Kantonnemente, während zwei Abtheilungen zum Fassen verwendet wurden, wovon die eine bewaffnet als Bedeckung. Wenigstens eine Stunde lang marschirten wir theils über die schmalen Dämmchen, theils knietief im Wasser und Lehm oder über fußbreite Stege, die über

breite Kanäle führten, bis wir endlich auf trockenem Boden zu einem Wäldchen kamen, an zahlreichen, frisch aufgeworfenen Grabhügeln vorbei. In einiger Entfernung erblickten wir die Kanonenboote und bald waren wir am Fluß angelangt. Auch hier mußte es heiß zugegangen sein. Der ganze große Flußdamm war in Erdbefestigungen umgewandelt worden, um die Passage der Schiffe zu verhindern. Eine Reihe zusammengeschossener Kasematten, eine Anzahl unbrauchbar gewordener feindlicher Geschütze und zahlreiche Grabhügel erklärten uns die Ursache und auch die Wirkung des langanhaltenden Kanonendonners vom vorigen Tage. Das Fassen nahm ziemlich viel Zeit in Anspruch und überall fehlte es an Gefässen für die Getränke, da wir dieselben für vier Tage erhalten sollten. Die an der Fourage Theilnehmenden waren genöthigt, sofort eine Tagesration zu vertilgen, worauf wir dann neu gestärkt die Rückreise zu unsern Kantonnementen antraten, während welcher mancher Sack Biskuits mit sammt seinem Träger ein unfreiwilliges Bad nehmen mußte. Um die Biskuits that es uns zwar nicht leid, da wir deren immer genug hatten; mehr aber um zwei Kochkessel voll Wein, mit welchen ein Soldat das Reiswasser färbte. Es war schon tiefe Nacht, als wir von diesem mühseligen Marsche in unserm Kantonnement anlangten. Einzelne waren von den schweren Lasten, die wir zu schleppen hatten, so erschöpft, daß sie, am Bestimmungsort angelangt, kraftlos zusammensanken und erst wieder recht zu sich kamen, als der Wein und der Tafia vertheilt waren. Noch am gleichen Abend erhielten wir Befehl, am folgenden Morgen, 12. März, gegen Bac-Ninh abzumarschiren, unsere Kompagnie als Vorhut. Bac-Ninh selbst war uns als vortheilhaft befestigt bezeichnet und die Piraten hatten ihre größten Hoffnungen auf diesen Punkt gesetzt. Es war also vorauszusehen, daß wir einen harten Strauß würden auszufechten haben. Doch de Negrier hatte seinen Plan gut ausgedacht. Durch unser zweitägiges unthätiges Verbleiben in Dzuong hatte er die ganze Besatzung von Bac-Ninh in unsere Nähe gelockt, um uns anzugreifen und zurückzuwerfen. Ein Theil seiner Truppen sollte nun das Gefecht mit den Piraten aufnehmen und so lange unterhalten, bis er mit dem andern Theil durch eine Umgehung die Stadt von der Rückseite aus genommen hatte. Unser Bataillon und ein Theil der Linien-

truppen hatten den Befehl, das Gefecht mit den Piraten zu eröffnen und dieselben bis auf weitern Befehl zu beschäftigen. Bei Tagesgrauen brachen wir auf und nach kaum dreiviertelstündigem Marsche in verhältnißmäßig ordentlichem Terrain bemerkten unsere Ausspäher am Rande eines vor uns liegenden Dorfes die feindlichen Fahnen aufgepflanzt. Wir brachen sofort in Tirailleurs aus und marschirten in dieser Formation vorwärts, da wir noch auf zu große Distanz entfernt waren, um wirksames Feuer abzugeben. Doch bald pfiffen uns die feindlichen Kugeln aus den schon damals bei den Piraten zahlreich vorhandenen Remington-Gewehren um die Ohren, worauf auch unserseits das Feuer begann. Kaum war ich abgekniet, so flog mir eine Kugel zwischen die Knie in den weichen Lehm und spritzte mir den Koth in die Augen. Bald darauf erhielt die Feldflasche meines Nebenkameraden ein Loch und unserm Wachtmeister wurde der linke Arm entzwei geschossen. Unsere Kompagnie verblieb nun längere Zeit in dieser Stellung, während die drei andern Kompagnien sich andern in der Nähe liegenden, von den Piraten besetzten Dörfern zuwendeten. Jede Kompagnie hatte übrigens eine Abtheilung Linientruppen als Unterstützung. Im Anfang unterhielten wir ein gut genährtes Salvenfeuer, bis der Feind anfing, langsamer zu antworten. Unser Feuer wurde nun auch schwächer, und obschon das Zischen der feindlichen Kugeln noch nicht aufgehört hatte, fanden wir doch Muße, die Munition zu ergänzen und ein Pfeifchen anzuzünden. Endlich kam der lang ersehnte Befehl zum Vorrücken. In kurzen Absätzen uns den Verschanzungen immer mehr nähernd, bedrängten wir den Feind immer stärker und zwangen ihn durch eine Seitwärtsschiebung der Reserve, die Stellungen zu räumen. Bald hatten wir das Dorf mit verhältnißmäßig geringem Verluste besetzt, um nach halbstündiger Rast weiter gegen Bac-Ninh vorzudringen. Wir kamen eben früh genug, unterwegs unserer dritten Kompagnie in mißlicher Lage beizustehen und deren hartnäckigen Gegner in die Flucht zu schlagen, nachdem er eine beträchtliche Anzahl an Todten eingebüßt hatte. Feindliche Verwundete sahen wir nur selten, da dieselben, wenn immer möglich, von ihrem Kameraden mitgeschleppt wurden. Nach langem, ermüdendem Kampfe in sumpfigem Terrain erreichten wir endlich nach Einbruch der

Nacht die uns bezeichnete Ortschaft und erkannten an den zahlreichen Feuern die Anwesenheit von Truppen; ob Freund oder Feind wußten wir noch nicht. Eine ausgesandte Patrouille brachte aber bald die freudige Nachricht, wir befänden uns beim Rest unseres Bataillons und anderer französischer Truppen, Bac-Ninh sei genommen und von der naheliegenden Anhöhe sehe man in das Feuer der brennenden Vorstadt. Rasch bezogen wir den uns zugewiesenen Platz, um so schnell als möglich abzuschnallen und die Anhöhe hinaufzusteigen, von wo aus wir wirklich von dem von uns so sehr gefürchteten Bac-Ninh nur noch ein bis zur starken feuersichern Zitadelle ausgedehntes Feuermeer erblickten. Die Zitadelle selbst war von unserm ersten Bataillon besetzt, welches die in Aussicht genommene Umgehung mit Erfolg ausgeführt und die Zitadelle bereits genommen hatte, als sich die von uns in die Flucht gejagten Piraten in dieselbe zurückziehen wollten. Es war alles so unvermuthet schnell gegangen, daß sogar die französische Artillerie die Stadt noch beschoß, als sie schon in den Händen der Franzosen war. Wir konnten von großem Glück reden, daß der Plan des Generals de Negrier so gut gelungen war; denn wären wir nach dem Plan Millot einen Tag später angelangt, so wären wir wohl ganz anders empfangen worden, da bereits sechs Krupp'sche Geschütze aufgefahren waren und die Munition in noch nicht ausgepackten Kasten ihrer Verwendung wartete. Die Nacht war höchst unangenehm. Bei der tiefen Dunkelheit war es uns nicht möglich, Stroh und Holz herbeizuschaffen. Die Zelte aufschlagen durften wir auch nicht und so mußten wir im Freien mit leerem Magen auf dem nassen Boden liegend, durch anhaltenden feinen Regen bis auf die Knochen durchnäßt, den Tagesanbruch abwarten. Die einzige Abwechslung war der Wachtdienst. Als endlich der Morgen graute, gingen wir rasch nach Holz, um uns einen Kaffee zu bereiten. Ein Mehreres abzukochen hatten wir nicht Zeit, da wir uns bereit halten mußten, in Bac-Ninh einzumarschiren. Wir waren höchstens 3 km von der Stadt entfernt und gelangten bald zu den zusammengeschossenen äußern Umfassungsmauern, um dann durch rauchende Trümmerhaufen oder zwischen noch immer hell aufbrennenden Häusergruppen in die Zitadelle zu gelangen. Diese letztere hatte noch wenig gelitten, da die

sehr dicken und hohen Mauern, sowie die vortrefflichen Erdarbeiten, welche auf das Vorhandensein höherer technischer Leiter schließen ließen, noch fast unversehrt waren. Auch die im Innern der Zitadelle befindlichen zahlreichen Gebäulichkeiten waren noch in gutem Zustande. Einen interessanten Anblick gewährte die große königliche Pagode, deren Inneres verschwenderisch mit Goldverzierungen und einer ganzen Schaar von großen und kleinen Buddhas ausgestattet war, welche durch aufgestellte französische Wachtposten vor Beschädigungen beschützt wurden. Außer den bereits angeführten sechs Krupp'schen Geschützen fand sich noch eine im besten Zustande erhaltene Mitrailleuse, sowie eine beträchtliche Anzahl anderer Geschütze ältern Datums vor. Mit allen diesen Sehenswürdigkeiten hatten wir aber unsern knurrenden Magen nicht befriedigt. Zahlreich umherlaufende herrenlose Schweine munterten uns zur Jagd auf und nach kurzer Zeit sah man die verschiedenen Korporalschaften um einen saftigen „Säuprägel" mit Reis vereinigt. Kurz nach 1 Uhr Mittags marschirte unser Bataillon wieder ab, um auf einem zirka drei Viertelstunden entfernten Hügel Posto zu fassen. Wir langten hier rechtzeitig an, um in einer von den Piraten angelegten kleinen Festung unsere Zelte aufzuschlagen und in den nahe gelegenen, von den Bewohnern verlassenen Dörfchen Proviant für die Abendsuppe einzufangen. Wir waren jedoch nicht die einzigen, die die Gegend durchstreiften; es hatten sich auch schon einige Pfaffen eingefunden, die unter dem Schutze des Militärs den in den Pagoden vorhandenen Alterthümern und Kunstsachen nachjagten, um welche Dinge wir Soldaten uns nicht bekümmerten, da uns kein Transportmittel oder sonstige Verwendung zu Gebote stand. Wir sorgten überhaupt immer nur für den einen Tag, nie wissend, ob wir am nächstfolgenden noch etwas nöthig haben würden. Als wir von unserm heutigen Streifzuge wieder vollzählig auf unserm Posten vereinigt waren, erblickten wir in der Ferne den Ballon der Kolonne Millot und bald darauf dieselbe selbst, bestehend aus Linientruppen und Marine-Infanterie, von einer andern Seite her Bac-Ninh zumarschirend, um sich daselbst einzuhausen, nachdem ihnen de Negrier mit der Legion den Einzug mit angehängtem Gewehr ermöglicht hatte. Mittlerweile waren auch die Kanonenboote mit Proviant und Munition bis zum nahe

gelegenen Dorfe Tapko vorgedrungen. Die Kolonne de Negrier erhielt Befehl, am folgenden Tage die nöthigen Fassungen zu besorgen, um hernach den in der Richtung von Langson sich zurückziehenden Feind zu verfolgen. Wir brachen daher am Morgen des 15. März wieder auf, den ganzen Vormittag in den Reisfeldern umherwatend. Als wir gegen Mittag wieder auf festeres Terrain kamen, zählte unsere Kompagnie einzig gegen zehn Mann, denen ihr Schuhwerk im Morast stecken geblieben, von denen einige nun barfuß den Marsch fortsetzen mußten, da sie auf ähnliche Weise nun schon das zweite Paar Schuhe verloren hatten. Da wir aber bereits immer auf weichem Boden waren, hatten sie sich bald über ihr Mißgeschick getröstet.

Wir machten eine halbe Stunde Rast und ließen uns den Tags zuvor bereiteten kalten Imbiß trefflich schmecken, als Bericht einlangte, das nicht mehr weit von uns entfernte Dorf Phü-Lang-Thüong, auf dem uns entgegengesetzten Ufer eines Armes des Rothen Flusses gelegen, sei von feindlichen Truppen besetzt. Nach kurzem Marsch gelangten wir an ein in der Nähe des Flusses gelegenes Dorf, welches wir passiren mußten. Dasselbe war von einer undurchdringlichen Bambushecke umgeben, während ein etwa 3 m breiter Weg in einer kleinen Mulde durch die Ortschaft führte. Um uns ein Hinderniß zu legen, hatten die kurz vorher sich hier aufgehaltenen Piraten diesen Weg durch die Einwohner mit einer einen halben Meter hohen Schicht weichen Lehms belegen lassen, wodurch sie allerdings erreichten, daß wir uns an einer Wegstrecke, die wir später in zehn Minuten durchschritten, beinahe eine Stunde lang abmüdeten. Mittlerweile war auch das erste Bataillon der Legion von anderer Seite her angerückt und unterhielt bereits ein lebhaftes Gewehrfeuer über den Fluß, der zu breit und zu tief war, als daß er ohne Fahrzeuge hätte passirt werden können. Die Kanonenboote ließen aber auch diesmal nicht lange auf sich warten und kaum waren wir in die Gefechtslinie gerückt, so tauchten auch schon der „Leopard" und der „Eclair" auf. Einige von denselben rasch aufeinanderfolgend abgegebene Schüsse mußten von starkem Einfluß auf die Piraten gewesen sein, denn ihr Feuer fing an, bedeutend nachzulassen.

Wir bestiegen nun die beiden Fahrzeuge, welche uns rasch an das jenseitige Ufer brachten. Nachdem wir einmal festen Fuß gefaßt, gelang es uns bald, die Piraten in die Flucht zu schlagen, ohne daß wir bedeutende Verluste zu verzeichnen hatten. Damit war unser Tagewerk aber noch nicht beendet. Um uns eine verhältnißmäßig ruhige Nacht zu sichern, mußten wir Phü-Lang-Thüong im Rücken lassen und das vorliegende dominirende Terrain besetzen. Als wir endlich unsere Tornister für heute endgültig ablegten, war es stockdunkle Nacht, während sich wieder ein feiner Regen einstellte, welcher bis zum Morgen anzuhalten versprach.

An Ruhe war aber vorläufig nicht zu denken, da vorerst die Verbindung mit dem ersten Bataillon hergestellt werden mußte. Unsere Kompagnie hatte die Patrouille zu entsenden und unsere Korporalschaft war die erste zum Nachtdienst. Es wurde daher unser Korporal mit den vier ersten Soldaten seiner Korporalschaft als Patrouille kommandirt. Da wir noch nicht wußten, wo das erste Bataillon lag, und bei der großen Dunkelheit in dem bewegten Terrain das Suchen nicht leicht war, wurde uns ein mit der Umgegend bekannter Annamit als Führer mitgegeben, welcher aber Reißaus nahm, sobald er merkte, um was es sich handelte. Auch ihm kam die Dunkelheit zu statten, sonst wäre er nicht weit gesprungen.

Wir marschirten nun ohne Führer in der Richtung, in welcher wir das erste Bataillon vermutheten, ab, in der Hoffnung, bald ihre Feuer aufgehen zu sehen. Nachdem Jeder etwa ein halb Dutzend mal über einen Damm gestolpert oder in einen Graben gekollert, ohne daß wir sahen, wohin wir die Füße setzten, waren wir im Begriff, in einen weiten Teich zu marschiren, als ein von uns aufgescheuchter mächtiger Frosch in denselben plumpste und uns die Nähe des Wassers verrieth.

Doch endlich mußte sich das erste Bataillon auch festgesetzt haben, denn fast gleichzeitig sahen wir auf einer nicht weit entfernten Anhöhe ein Feuer aufgehen, in welchem sich die Schatten von Kapoten abzeichneten; auch konnten wir nun beim Scheine des Feuers die vor uns liegende Wasserfläche überschauen. Wir hatten eine ziemliche Umgehung zu machen, um etwa eine Viertelstunde später von einem Posten der vierten Kompagnie des ersten Bataillons angehalten zu werden. Nach ausgerichteter Meldung

traten wir den Rückweg wieder an, um uns vorschriftsgemäß zu unserm Bataillonskommandanten zu begeben.

Als wir wieder längs des bereits erwähnten Teiches marschirten, wurden wir plötzlich von der andern Seite desselben angerufen. Wir glaubten, es sei ein Posten unserer Tirailleurs aus Cochinchina, welche bei uns den Ausspäherdienst besorgten, und unser Korporal antwortete. Sofort erhob sich lärmendes Geschrei und ehe wir uns versahen, wurde eine unregelmäßige Salve von neun Schüssen auf uns abgegeben, ohne daß jedoch bei der zu großen Dunkelheit Jemand getroffen wurde. Wir waren aber auch schon im Anschlag, und das feindliche Feuer als Zielpunkt erfassend, gaben auch wir unsere Schüsse ab, welche mit einigen „oïh maï oïh" (chinesisches Klagegeheul) beantwortet wurden. Da unsere Aufgabe aber eine andere war, als uns herumzubalgen, wir überdies heute schon genug hatten, entfernten wir uns in der Richtung der uns nun auch von unserm Bataillon entgegenleuchtenden Küchenfeuer. Als wir bald nachher unserm Kommandanten von dem Vorfall Meldung machten, meinte er achselzuckend, das könne ganz leicht vorkommen, da wir nur die wichtigsten Punkte besetzt, zwischen welchen sich aber noch feindliche Abtheilungen aufhielten.

Auf dem Wege zu unserer dritten Kompagnie hatten wir noch das Mißgeschick, daß einer von uns im Finstern in einen tiefen Brunnen fiel, aus welchem wir ihn mit Hülfe unserer langen Ordonnanzleibbinden wieder befreiten. Den Schluß des Tages bildete eine schlechte Suppe aus verdorbenem Konservefleisch, nach welcher Mahlzeit ich mich Gewehr im Arm vollständig durchnäßt auf den ebenfalls nassen Lehmboden niederlegte und, unbekümmert um die in längern und kürzern Pausen bald von Freund, bald von Feind abgegebenen einzelnen Schüsse und trotz des anhaltenden Regens, in tiefen Schlaf verfiel, aus welchem ich erst am Morgen, am ganzen Körper schlotternd, erwachte.

Daß in der Nähe des Feindes die Zelte nie aufgeschlagen werden durften, braucht kaum erwähnt zu werden. In solchen Zeiten hatten wir das Zelt und die Decke nur zum Mitschleppen, nicht aber, um uns damit zu schützen, da vor dem Niederlegen der Sack immer fertig geschnallt wurde. Die Linientruppen konnten sich's schon gemüthlicher machen, da die exponirten Punkte

immer durch die Legion besetzt waren, während sie sich in den Baracken der Eingebornen im Raisstroh verkriechen durften, trotzdem daß sie den Tag über als Reserve die bequemern Verbindungswege von Ort zu Ort benutzen konnten. Auch der folgende Tag war ein ungemüthlicher. Nachdem der Kaffee getrunken, wurde aufgebrochen. Die ersten drei Stunden marschirten wir wieder ununterbrochen bis über die Knöchel im Wasser; abwechslungsweise versperrten uns Kanäle von 1 m und mehr Tiefe den Weg, welche ebenfalls durchschritten werden mußten.

Endlich wieder in trockenes Terrain gelangt, sahen wir unsere Ausspäher sich vorsichtig nach rückwärts bewegen, ein Zeichen, daß sie eine feindliche Abtheilung bemerkt hatten. Vor uns befand sich eine kleine Anhöhe, die nicht besetzt war. Unser Peloton, als äußerster Trupp unseres Bataillons, formirte sich rasch in Linie und mit schnellen Schritten, die größte Vorsicht und Ruhe beobachtend, eilten wir die Anhöhe hinauf, von wo aus wir in einer vorliegenden Senkung, auf höchstens 100 m Distanz, eine Abtheilung Piraten erblickten, die in größter Sorglosigkeit ihr Essen abkochten. Nach den gestrigen Strapazen glaubten sie uns jedenfalls heute nicht marschtüchtig und wollten sich auch ausruhen. Einige rasch abgegebene Salven brachten sie so in Verwirrung, daß sie unter Zurücklassung mehrerer Todter und Verwundeter, sowie ihrer Habseligkeiten, das Weite suchten und uns zu unserer großen Belustigung ihre just fertige Mahlzeit überließen.

Wir durften uns aber nicht zu lange aufhalten, da unser für heute noch viel Arbeit wartete. Vor uns lagen mehrere Dörfer, welche sämmtlich von feindlichen Abtheilungen besetzt waren, die wir absolut nehmen mußten, um noch vor Abend nach Keep zu gelangen. Der Kampf wurde von uns kompagnieweise geführt, da der Feind keinen richtigen Zusammenhang mehr hatte und nun in größern und kleinern Abtheilungen vor uns her zurückwich, jeden günstigen Punkt besetzend nnd oft bis zum Handgemenge vertheidigend. Erst im Verlaufe des Nachmittags konnten wir ungestört unserm Bestimmungsorte zumarschiren.

Auch das erste Bataillon hatte heute schweren Stand gehabt. Es war von einer andern Seite auf Keep eingedrungen und hatte jedenfalls eben so großen Widerstand zu bewältigen gehabt als wir; denn als wir später in ihr Gefechtsgebiet ein-

mündeten, erblickten wir noch mehrere Körper von Soldaten und uns angehörigen Kulis, deren Köpfe in der Nähe in Binsenkörben ausgestellt oder an Bäumen aufgehängt waren, ein Zeichen, daß sie in aller Gemüthsruhe waren abgemurxt worden. Wenn die Piraten Zeit hatten, sich an den Qualen ihrer unglücklichen Opfer zu weiden, so thaten sie dies auf äußerst barbarische Weise. Einem Tirailleur, der ihnen unversehens in die Quere lief, schnitten sie die Ohren und die Nase ab, schlugen ihm kleine Bambussplitter unter sämmtliche Finger- und Zehennägel und marterten ihn langsam zu Tode. In Nam-Dinh verirrte sich ein kleiner Trupp zwischen die Piraten. Dieselben befestigten an einer Mauer mehrere große eiserne Hacken mit scharfen Spitzen, zogen die armen Gefangenen an einem Seile in die Höhe, ließen sie dann in diese Hacken fallen und überließen sie so ihrem martervollen Schicksale. Es ist daher nicht zu verwundern, daß auch wir nicht große Vorliebe hegten, um Gefangene zu machen, deren Transport und Unterhaltung uns zu stark in Anspruch genommen hätte.

In Keep faßten wir wieder Lebensmittel, unter anderm auch etwas Wein und Tafia, welcher uns diesmal über Konservefleisch und Biskuits ging. Da in diese Gegend weder ein fahrbarer Weg noch ein schiffbares Gewässer führte, so mußten Proviant und Munition durch Kulis, welche von der Administration angestellt waren und um sehr geringen Lohn arbeiteten, nachgetragen werden. Interessant war der Transport des Weines. Ein gewöhnliches Faß wurde an zwei kreuzweise übereinander befestigte Bambusstangen gebunden; ein Dutzend Kulis nahmen die Stangen mit der Last auf ihre Schultern und in ihrem gewohnten kurzen Laufschritt bewegte sich das Ganze vorwärts, ähnlich einem Haufen Ameisen, einen Gegenstand weiter befördernd.

Die Legion hatte auch diese Nacht die äußersten Posten zu besetzen und von Ruhe gab es wieder nicht viel. Der Plan des Generals de Negrier war, den Feind bis nach Langson zu verfolgen und diesen Platz zu besetzen. Es wäre dies zu dieser Zeit ein Leichtes gewesen, da die Piraten sich rasch und ungeordnet zurückzogen und Langson noch nicht so vortheilhaft befestigt war, wie sieben Monate später. Wir marschirten daher in dieser Richtung weiter, erhielten aber nach zwei Stunden den von General Millot, welcher de Negrier seine Lorbeeren nicht gönnen mochte,

ertheilten Gegenbefehl, von der weitern Verfolgung abzustehen und den Tag über einige Rekognoszirungen in der Umgegend von Keep zu machen. Bei Ausführung dieses Befehls stießen wir auf drei im Gebüsch versteckte neue Krupp'sche Kanonen und mehrere Kisten Pulver und Munition, welche nach Bac-Ninh bestimmt gewesen waren, durch unser für den Feind etwas zu frühes Eintreffen daselbst aber nicht weiter transportirt werden konnten. Nach Langson konnten sie auch nicht mehr zurückgeschafft werden, weil wir die Flüchtigen zu rasch verfolgten. Nach beendigter Rekognoszirung bezogen wir Nachtquartier in Keep. Am folgenden Tag hatten wir Rasttag, um unsere von unten bis oben mit einer Lehmkruste überzogenen Effekten zu reinigen und die Wäsche zu besorgen. Am 19. März traten wir den Rückweg nach Phü-Lang-Thüong an, wo bestimmt wurde, daß unsere zweite und vierte Kompagnie diesen wichtigen Punkt besetzt halten sollen. Die übrigen Truppen wurden nach Bac-Ninh und Hannoï beordert, während unsere erste Kompagnie noch immer bei den Sieben Pagoden stationirte.

Wir blieben in Phü-Lang-Thüong bis am 3. April. Während dieser Zeit hatten wir jedoch hier Arbeit vollauf, da wir das Dorf zu einem möglichst angenehmen Aufenthaltsort für Truppen umschaffen mußten. Nachdem wir die besten vorhandenen Räumlichkeiten für uns hergerichtet hatten, mußten die unzähligen großen Unrathhaufen weggeschafft werden. Gleichzeitig wurden Befestigungsarbeiten, Erstellung eines Backofens und Verbesserung der Wege an die Hand genommen, während eine Schaar Annamiten unter Leitung einer Genieabtheilung eine Brücke über den breiten Kanal erstellte. Unter allen diesen Arbeiten durfte der Sicherheitsdienst nicht leiden. Wir hatten fortwährend drei starke äußere Posten aufgestellt und allwöchentlich zweimal wurden die umliegenden Dörfer rekognoszirt. Die Eingebornen hatten bald ihr Mißtrauen gegen uns verloren und es eröffnete sich ein regelmäßiger Markt, auf welchem wir uns mit Eiern, Speck, Geflügel, Gemüse und Früchten hinlänglich versorgen konnten.

Das Marodiren wurde strengstens untersagt. Zwei Soldaten unserer Kompagnie, welche nicht an den Ernst dieses Verbotes glaubten, wurden vor Kriegsgericht gestellt und jeder zu einem Jahr öffentlichen Arbeiten verurtheilt. In andern Ver-

hältnissen wäre diese Strafe von den Soldaten als eine viel zu strenge angesehen worden; so aber wurden die Bestraften von vielen beneidet, da sie zur Aushaltung dieser Strafe nach Algier zurücktransportirt wurden, während in Tonkin bereits einem jeden das Leben zum Ekel geworden war. Für mich war die Stellung schon etwas angenehmer geworden. Bei den eingetretenen Lücken im Cadre wurde mir eine Korporalschaft zugetheilt, wodurch ich, obschon immer noch Soldat erster Klasse, von sämmtlichen Korvées befreit wurde und im übrigen die Funktionen eines Korporals zu versehen hatte.

Es ging uns in Phü-Lang-Thüong wie an allen andern Orten auch. Mit großer Anstrengung hatten wir uns wohnlich eingerichtet; die vorgesehenen Sicherheitsarbeiten waren ausgeführt und der flotte Backofen, an welchem wir so große Freude hatten, wartete seit einem halben Tage auf den ersten Teig, da kam unversehens ein Bataillon Linientruppen angerückt, mit dem Bericht, wir seien abgelöst und hätten uns noch diesen Abend nach Tapko, in der Nähe von Bac-Ninh, zu verfügen, um mit einer neu zu bildenden Kolonne gegen das von den Piraten und Chinesen stark besetzte und vortheilhaft befestigte Hong-Hoi zu marschiren. Unsere Wachen wurden sofort abgelöst, trockene und nasse Wäsche zusammengepackt und der Tornister fertig geschnallt. Die frischen Truppen waren beim Anbruch der Nacht angelangt und um 8 Uhr waren wir schon auf dem Wege nach Tapko, wo wir nach Mitternacht eintrafen. Am folgenden Morgen, 4. April, waren wir schon früh in Bac-Ninh, um für einige Tage Lebensmittel zu fassen. Unter denselben befanden sich auch Konservebüchsen von 5 kg, von denen es, nebst einigen kleinern, auf jede Korporalschaft eine gab, sowie ein Häufchen aus dem westlichen Amerika importirter Kartoffeln, nebst zwei Liter Wein und einem Viertelliter Tafia per Mann.

Da wir auf dem Marsch nie stark um Lebensmittel verlegen waren, ich auch keinem meiner Soldaten das Nachschleppen der zehnpfündigen Konservebüchse zumuthen mochte, wie einige hochnasige Korporale thaten, so ließ ich das Monstrum sofort öffnen; die Kartoffeln waren im Nu geschält und ehe sich die andern Korporalschaften zu Ende gestritten hatten, wie alles zu transportiren sei, saßen wir bereits um einen tüchtigen „Erdäpfel-

stock" mit Konservefleisch, welches wir uns nebst einigen Schlücken Wein vortrefflich schmecken ließen. Um 11 Uhr wurde abmarschirt und nachdem wir den Kanal der Stromschnellen vermittelst einer Schiffbrücke überschritten, gelangten wir gegen 5 Uhr zu einem Dorf, in welchem die Nacht zugebracht wurde. Unsere Kompagnie zwar kam nicht in dasselbe, weil wir den Verbindungsweg von Hanoï nach Bac-Ninh, welcher etwa 300 m vom Dorfe entfernt vorbeiführte, besetzen mußten. Da die großen Strohhaufen von der Straße aus sehr gut sichtbar waren, fragte unser Hauptmann den liebenswürdigen Kommandanten Huttin um die Erlaubniß, einige Mann zur Beschaffung von Streu absenden zu dürfen, erhielt aber in spöttischem Tone zur Antwort: „Wie, Eure Soldaten haben Stroh nöthig, um ausruhen zu können?" und unserer wackerer de Mirabal, der uns oft unter persönlicher Anstrengung alle möglichen Erleichterungen zu Theil werden ließ, mußte wieder die Faust in der Tasche machen und wir mit dem nassen Lehmboden vorlieb nehmen. Vom Zeltaufschlagen oder Deckenabschnallen natürlich wieder keine Rede.

Am 5. April kamen wir in Hanoï an, wo die Kolonne gegen Hong Hoi formirt wurde. Die beiden Bataillone der Legion waren nun wieder beisammen und da wir die letzten waren, die noch einzutreffen hatten, wurde schon am 6. in der Richtung nach Sontay abmarschirt. Der erste Tag war ein sehr unangenehmer. Unser Bataillon hatte schon einige strenge Tagereisen hinter sich und die Mannschaft war bei der immer zunehmenden Hitze stark ermüdet. Gleichwohl mußten wir mit den andern Truppen, die ausgeruht waren, gleichen Schritt halten, was zur Folge hatte, daß in jeder Kompagnie mehrere vor Erschöpfung niedersanken. Die Gewehre und die Munition wurden wohl von den Kameraden weiter geschleppt, für den Transport des Mannes aber und dessen Tornister mußten dann in den am Wege liegenden Dörfern Annamiten als Träger requirirt werden, welche sich oft erst nach Anwendung von Waffengewalt dazu verstehen ließen. Das Zurücklassen der erschöpften Soldaten wäre gleichbedeutend gewesen mit deren Ueberlieferung zum Martertod.

Den folgenden Tag hatten wir ein zirka 70 m breites Gewässer, in welchem der Weg an seichter Stelle durch Pfähle abgesteckt war, zu durchschreiten, wobei wir öfters bis unter die Arme im Wasser

waren. Gegen Abend gelangten wir in ein mit jagdbaren Lebensmitteln reich versehenes Dorf, von wo aus wir in der Ferne den Mirador von Sontay erblickten. Die annamitischen Städte hatten überhaupt für uns das Gute, daß man die Lage der Zitadella immer von weitem erkennen konnte, da in jeder ein hoher Thurm (Mirador), von welchem man die Gegend in weitem Umkreise überschauen konnte, aufgebaut war. Gegen 11 Uhr des andern Tages, 8. April, marschirten wir in Sontay ein, wo wir wieder für vier Tage Lebensmittel faßten.

Trotzdem wir für heute Wein und Tafia im Ueberflusse hatten, berauschten sich doch viele von unsern Soldaten mit dem schädlichen Schum-Schum, so daß, wenigstens in unserer Kompagnie, am Abend ein tolles Leben losging. Alle Ermahnungen und Drohungen von Seite unseres Cadre waren fruchtlos; im Gegentheil, sie reizten die Soldaten nur noch mehr, bis schließlich zu Thätlichkeiten geschritten wurde, wobei unser Feldweibel im Dunkeln ein noch lange sichtbar gebliebenes Erinnerungszeichen erhielt; da wir aber voraussichtlich bald wieder in Gefecht marschiren sollten, wurde die Sache todtgeschwiegen und am andern Morgen setzten wir unsern Marsch in der Richtung von Hong-Hoi fort. Wir schlugen den gleichen Weg ein, den die Piraten und Chinesen vier Monate früher bei der Einnahme von Sontay auf ihrem Rückzug benutzten. Die Spuren der Elephanten, welche sie mitführten, waren im Lehmboden noch jetzt sichtbar und einige Fußstapfen waren so umfangreich, daß ein Infanterist mit Sack und Pack genügende Deckung in einer solchen Vertiefung gefunden hätte. Bald betraten wir den breiten Damm am rechten Ufer des Rothen Flusses, welchem wir nun einige Stunden folgten. Unterwegs hatten wir das Vergnügen, zwei Batterien aus 9.6 cm Geschützen ausladen zu sehen. Es waren dies die größten, die bis jetzt in Tonkin zur Verwendung gekommen waren, und wir freuten uns schon jetzt darauf, ihren Baß brummen zu hören.

Am Abend machten wir Halt in einem kleinen Dorf, wo wir auch den andern Tag verblieben, während diesmal die Linientruppen, welche in den umliegenden Dörfern kantonnirten, unter Begleitung der höhern Offiziere das aufwärts liegende Gebiet des Rothen Flusses bis zur Einmündung des Schwarzen Flusses rekognoszirten. Sie brachten über Tag die Meldung, daß auf

dem jenseitigen Ufer des Schwarzen Flusses, in der Nähe der Mündungsstelle feindliche Truppen sichtbar seien, vermuthlich die äußersten vorgeschobenen Posten der Besatzung von Hong-Hoi. Nach den Berichten von als Spione verwendeten Eingebornen war Hong-Hoi durch einige Tausend Piraten und Chinesen besetzt und außer den alten Festungswerken durch ausgedehnte neue Erdarbeiten vortheilhaft befestigt. Alles dies konnte uns jedoch wenig kümmern. Wir hatten heute in unserer Kompagnie einen guten Tag gehabt. Ganz in der Nähe unseres Kantonnements war ein großer, natürlicher Teich, in welchem die Fische so zahlreich waren, daß, nachdem wir das Wasser so gut als möglich abgelassen, wir sie mit den Zelttüchern einfangen konnten. Auch an Geflügel fehlte es uns nicht. Es wurde nun wacker darauflosgebraten und am Abend verkrochen wir uns ins reichlich vorhandene Reisstroh und schliefen so ruhig, als ob uns die ganze Kriegsgeschichte nichts anginge, da die größern Wachtposten diesmal von den Linientruppen geliefert wurden.

Am folgenden Morgen, als am Charfreitag, marschirten wir wieder ab und gelangten schon Morgens 9 Uhr in ein Dörfchen am Schwarzen Flusse, in welchem wir Posto faßten. Dicht hinter dem Dorf, auf einer kleinen Anhöhe, von welcher aus Hong-Hoi sichtbar war, wurde die Artillerie aufgepflanzt, und bald bedeutete uns der Donner der Geschütze und die über uns wegsausenden Geschosse, daß die Beschießung von Hong-Hoi begonnen hatte, welche bis in die Nacht ununterbrochen fortgesetzt wurde. Wir blieben den ganzen Tag ruhig liegen und machten trotz mehrerer über unsern Köpfen abgegebenen Batteriesalven eine ganz famose Siesta. Noch am Abend kam der Befehl, daß am kommenden Morgen der Schwarze Fluß vermittelst Barken und Dampfschaluppen passirt werde, um hernach auf Hong-Hoi zu marschiren, die Legion als Vorhut. Während der Nacht jedoch brachten die Spione den Bericht, daß der Feind nach Einbruch der Dunkelheit die Stadt geräumt und weiter rückwärts den Rothen Fluß überschritten habe. Da nun keine Gefahr mehr vorhanden war, wurde der gegebene Befehl insoweit abgeändert, daß die Linientruppen als Vorhut bezeichnet wurden. Dieselben zogen dann auch am folgenden Tage

in Hong-Hoi ein, während die Legion in den um die Stadt liegenden Dörfern kantonnirte. Unsere Sektion wurde an den Verbindungsweg mit Sontay detaschirt, zum Zwecke der Bewachung dieses Weges und des Rothen Flusses, an welcher Stelle wir Gelegenheit hatten, von den zahlreich durchziehenden annamitischen Händlern eine solche Anzahl Eier zu erhalten, daß wir am Ostertage fortwährend mit gesottenen Eiern, Eierkuchen und „Eierrösti" abwechseln konnten.

Am 25. April zogen die Linientruppen wieder ab und überließen Hong-Hoi der Obhut der beiden Bataillone der Legion. Das erste Bataillon bezog die geräumige feste Zitadelle, während sich das zweite Bataillon in mehrern Pagoden und Schuppen auf einer dicht an der Stadt gelegenen Anhöhe häuslich einrichtete. Unser Aufenthalt in Hong-Hoi war ebenfalls kein angenehmer. Vorerst mußten wieder große Haufen Unrath entfernt werden, was volle vierzehn Tage in Anspruch nahm, da der nun immer stärker eintretenden Hitze wegen von 10 bis 2 Uhr nicht mehr im Freien gearbeitet werden konnte. Auch mußte ein Begräbnißplatz angelegt werden, da die stark überhandnehmenden Fieber täglich ihre Opfer forderten. Es kamen häufig Fälle von Sonnenstich vor, bei welchen die Betroffenen entweder sofort todt niedersanken oder in Wahnsinn verfielen. Die errichteten Ambulanzen waren mit gefährlich Kranken überfüllt, und für verschiedene, hartnäckig auftretende, ansteckende Hautkrankheiten mußten Absonderungshäuser erstellt werden.

Bei der immer mehr zusammenschmelzenden dienstfähigen Mannschaft wurde der Dienst ein erdrückender, da außer der Bewachung des Platzes selbst fortwährende Rekognoszirungen in die von feindlichen Truppen durchschwärmten Dörfer der Umgebung ausgeführt werden mußten, welche oft zwei bis drei Tage andauerten und wobei nächtliche Ueberfälle von Seite der Piraten keine Seltenheit mehr waren, so daß man sich nicht mehr anders als Gewehr im Arm und mit umgehängter Munition zur Ruhe legte. Ebenso erforderte die topographische Mission eine regelmäßige Begleitung von fünfzehn bis zwanzig Mann. Bei all diesem schweren Dienste litten wir sämmtlich an Appetitlosigkeit und vermochten nur mit großer Anstrengung

einen Theil der uns verabreichten Lebensmittel zu verzehren. Nach und nach nahm auch die Dysentrie überhand, was zur Folge hatte, daß die genossene Nahrung unverdaut wieder abging und die noch vorhandenen guten Säfte mit sich abführte. Wir waren bald in der entmuthigenden Lage, uns eingestehen zu müssen, daß wir einen ernsthaften Angriff von Seite der Piraten nicht mehr mit Erfolg zu bekämpfen im Stande wären.

Unter solchen Verhältnissen mußte unsere Kompagnie am Auffahrtstage ein Detaschement am Schwarzen Flusse, zum Zwecke der Bewachung einer Station des optischen Telegraphen, ablösen. Wir blieben daselbst bis Mitte Brachmonat, unter steten Scharmützeln mit kleinern, marodirenden Piratenbanden, an welchen ich jedoch nicht immer theilnahm, da ich den seit einiger Zeit erkrankten zweiten Fourier (caporal-fourier) im Bureau ersetzte. Nach unserer Rückkehr nach Hong-Hoi erhielt ein Theil der Legion den Befehl, auf Thuyenquan zu marschiren, während unserer Kompagnie in Aussicht gestellt wurde, in Hanoï Garnison zu nehmen.

Am 27. Juni langte dann auch die von uns heiß ersehnte Ablösung an und am Morgen des 28. bestiegen wir einige Dschonken (große annamitische Barken), um auf denselben den Rothen Fluß hinabzutreiben. Am Abend landeten wir bei einem Annamitendorfe, wo wir die Nacht zubrachten, worauf wir am Vormittag des 29. Juni beim Landungsplatz in Hanoï ausstiegen. Entgegen unserer Erwartung, sofort die Zitadelle beziehen zu dürfen, erhielten wir die Weisung, uns vorläufig in der Allee in der sogenannten Konzession, am Landungsplatz gelegen, zu lagern, um weitern Befehl abzuwarten. Wir blieben nicht lange in der Ungewißheit, und ein unter uns zirkulirendes Gerücht wurde bald von kompetenter Seite bestätigt.

Gestützt auf den am 4. Mai in Tientsin mit China abgeschlossenen Vertrag sollte Langson von den chinesischen Truppen geräumt werden. Eine stärkere Abtheilung Linientruppen, nebst einiger Verstärkung anderer Waffengattungen, unter dem Befehl des Oberstlieutenants Dugène (nicht zu verwechseln mit dem zur Legion gehörenden Oberstlieutenant Duchèsne), war vor mehreren Tagen abgesandt worden, um sich zu überzeugen, ob die Chi-

nesen ihrem Versprechen nachgekommen seien. Da aber infolge von Vertragsbruch oder Nachlässigkeit seitens der chinesischen Behörden der Platzkommandant von Langson keinen Räumungsbefehl erhalten hatte, hielt er sich auf seinem Posten fest. Dugène, in Ueberschreitung der erhaltenen Weisung und in vollständiger Unkenntniß über die Stärke der Besatzung von Langson wollte die Räumung mit Gewalt erzwingen, erhielt aber eine so tüchtige Schlappe, daß er gezwungen war, unter Zurücklassung einer beträchtlicher Anzahl Todter und Verwundeter, den Rückzug anzutreten, welcher in der größten Unordnung in der Richtung gegen Phü-Lang-Thüong ausgeführt wurde.

Wir erhielten nun den Befehl, uns sofort nach dem letztgenannten Orte zu verfügen, um die auf dem Rückmarsch befindlichen Linientruppen in Empfang zu nehmen. Sofort wurde eine ärztliche Untersuchung vorgenommen, nach welcher eine bedeutende Anzahl Kranker zum Zurückbleiben in Hanoï beordert wurde. Für die Marschtüchtigen oder, besser gesagt, weniger Kranken wurden für vier Tage Lebensmittel gefaßt. Um 4 Uhr bestiegen wir das Kanonenboot „Ruru maru“, um zu Wasser nach Phü-Lang-Thüong gebracht zu werden, da die Zeit drängte und wir eine mehrtägige Reise zu Land nicht mehr ausgehalten hätten. Aber auch die Fahrt war äußerst ermüdend. Wir waren auf dem Schiff so eng zusammengepfercht, daß wir kaum Platz hatten, mit angezogenen Knieen auf bloßem Boden zu kauern. Während der Nacht wurden wir von wolkenbruchartigen, langanhaltenden Regengüssen überschüttet, so daß wir auf dem freien Verdeck förmlich in Bäche gebettet waren. In immer gleicher Lage mußten wir verharren, bis wir am folgenden Mittag, 30. Juni, nach Phü-Lang-Thüong gelangten, wo wir, mit aller Anstrengung unsere Glieder wieder in Gang bringend, ausstiegen. Wir bezogen einige leer stehende Baracken, kochten sofort ab, und nachdem wir uns wieder ein wenig restaurirt hatten, wurde der vorläufig provisorisch aufgestellte Wachtdienst fest geordnet.

Am darauffolgenden Morgen langten die ersten auf dem Rückmarsch befindlichen Soldaten an, und dann kam's den ganzen Tag: Chasseurs d'Afrique, Train, Linientruppen, Kulis, Ver-

wundetentransporte, Alles kunterbund durcheinander gewürfelt, ohne etwelchen Zusammenhang und moralischen Halt; wahrlich, traurig zum Ansehen, aber noch trauriger zum Mitmachen. Wir mußten nun unsere Baracken räumen und, da es fast immer regnete, unsere Zelte in den Pfützen aufschlagen. Von den Angekommenen waren viele krank und wurden mit den Verwundeten sofort per Schiff weiter spedirt. Aber auch bei uns mehrten sich die Krankheiten in Besorgniß erregender Weise, und da der untersuchende Arzt aus weicherm Holze geschnitzt war als die Legionsärzte, wurden auch von uns einige in das Spital von Hay-Phuong befördert. Bei uns war man es sonst nicht gewohnt, so leichten Kaufes in ein Spital zu kommen, da ein Legionär immer drei Viertel todt sein mußte, bis der Arzt an eine Krankheit glaubte. In Hong-Hoi z. B. war es oft vorgekommen, daß ein als nicht krank Befundener wegen falschen Angaben in den Arrest gesteckt wurde, von wo er am andern Tag auf den Begräbnißplatz getragen werden mußte. In Phü-Lang-Thüong nun wurden alle als krank anerkannt, die sich zur ärztlichen Untersuchung meldeten; da aber die Medikamente ausgegangen waren, konnte auch der Arzt mit nichts Anderem als mit gutem Rathe helfen; den Dienst mußten wir gleichwohl machen, da wir eigentlich Alle krank waren. Auch ich war an die Reihe gekommen. Bereits bei unserer Abreise in Hong-Hoi hatte ich den Anfang einer äußerst unangenehmen Hautkrankheit bemerkt, die hauptsächlich während der Fahrt von Hanoï nach Phü-Lang-Thüong sehr rasche Fortschritte machte. Da dieselbe aber nicht gerade als gefährlich angesehen wurde, geduldete ich mich, um mich später in Hanoï ärztlich behandeln zu lassen. Besorgnißerregender aber waren die warmen Fieber, die mich jetzt packten und denen schon so Viele zum Opfer gefallen waren. Bis 3 Uhr Nachmittags konnte ich immer ruhig meiner Arbeit auf dem Bureau obliegen. Um diese Zeit aber fing mir das Blut an zu kochen. Im Anfang glaubte ich, es gehe vorbei und wollte weiter arbeiten, aber ich machte nichts als Fehler; sogar die allerelementarste Addition brachte ich nicht mehr zu Stande; wollte ich etwas sprechen, so kamen nur Worte heraus, die gar keinen Sinn hatten, obschon ich nicht geistesverwirrt war, da ich immer wußte, daß Alles falsch war, nur konnte ich das Rechte nie finden. Dieser Zustand

dauerte immer vier bis fünf Stunden. So hatte ich schon drei Tage zugebracht und jeden Tag kam es heftiger. Da ich vom Arzte nichts zur Abhülfe erhalten konnte, wandte ich mich an den Burschen desselben, welcher immer im Versteckten eine eigene kleine Apotheke hielt. Er gab mir sechs Chininpillen, von welchen ich jeweilen Morgens zwei einnehmen sollte. Ich nahm nun am nächsten Morgen deren drei, worauf sich Nachmittags die Fieber bedeutend gelinder einstellten. Am andern Morgen nahm ich die letzten drei und damit waren die Fieber weg.

Es mag vielleicht auch etwas beigetragen haben, daß wir an diesem Tage, nachdem Ablösung angelangt war, wieder den „Kuru maru" bestiegen und von Phü-Lang-Thüong Abschied nahmen. In der Nacht des 5. Juli langten wir in Hanoï an und schleppten uns in die weit vom Landungsplatz entfernte Zitadelle, wo schon seit längerer Zeit unsere dritte Kompagnie lag und wo ich von einigen Kameraden vernahm, daß ich bereits am 1. Juli zum Korporal in der dritten Kompagnie ernannt worden war, was auch am andern Morgen auf unserm Rapport bestätigt wurde. Ich machte mir aber so wenig aus diesem Avancement, daß ich erst drei Tage später einige Riemen aus einer alten rothen Hose schnitt und als Galons aufnähte, um dann in meine neue Kompagnie zu ziehen, deren Baracken nur etwa fünfzehn Meter von den unsern entfernt lagen.

Unser Aufenthalt in Hanoï war im Verhältniß zu andern Plätzen nicht unangenehm, obschon auch hier das Leben eine fortgesetzte Plage war. Die Hitze hatte einen solchen Grad erreicht, daß wir uns über Tag ohne Lebensgefahr nicht mehr im Freien aufhalten konnten, so daß das Verlassen der mit dichtem Laubdach versehenen Baracken von Morgens 9 Uhr bis Nachmittags 3 Uhr mit 8 Tagen Arrest bestraft wurde. An ein Mittagsschläfchen war aber nicht zu denken, da eben die Hitze zu drückend war; zudem wimmelten unsere Feldbetten von zahllosen Schaaren kleiner, rother Ameisen, gegen welche uns kein Vertilgungsmittel zu Gebote stand.

Das Innere der Baracken bot um diese Zeit einen traurigen Anblick. Während die Gesunden nahezu nackt umherliefen und sich durch Spiel oder leichte Handarbeit die Zeit zu vertreiben suchten, lagen die Fieberkranken in mehrere Decken gehüllt auf

den Feldbetten, trotz aller Umhüllungen vom Froste geschüttelt, nach Verlauf von einigen Stunden aber im Schweiße gebadet und von den heftigsten Kopfschmerzen geplagt. Um die Mannschaft zur nöthigen Körperbewegung zu zwingen, wurden in der Morgenfrühe kurze Exerzierübungen abgehalten. Jeden Morgen und Abend war bewaffneter Appell mit vollständig gepacktem Tornister.

Obschon die Tage nichts Angenehmes an sich hatten, waren sie doch weit erträglicher als die Nächte. Kaum war die Dunkelheit eingebrochen, so begannen die Moskitos ihre unheimliche Musik. Dieselben waren in Hanoï viel zahlreicher vertreten, als an den früher von uns okkupirten Plätzen, wohl weil das Terrain und die Vegetation für ihre Entwicklung ungemein günstig war. Wir suchten uns im Anfang mit unsern Zelttüchern zu schützen, indem wir uns vollständig in dieselben einwickelten. Hiedurch waren wir wohl theilweise gegen die Stiche der Moskitos geschützt, von denen aber immer einige mit ihrem Rüssel das Zelttuch zu durchdringen vermochten. Dem unausstehlichen Gesumme aber wurde damit nicht Einhalt gethan, sondern es steigerte sich von Minute zu Minute in solchem Maße, daß es eine Unmöglichkeit war, längere Zeit am gleichen Orte zu bleiben, und alle Augenblicke sah man einen wie wahnsinnig unter seinem Zelttuche aufspringen und, mit demselben in der Luft herumschlagend, ein anderes Plätzchen aufsuchen, von welchem er aber auch bald wieder vertrieben wurde. Dies dauerte regelmäßig bis nach 1 Uhr Nachts, um welche Zeit sich die unliebsamen Gäste in ihre Nester zurückzogen. Wir hatten es dann nur noch mit den massenhaft sich vorfindenden Ratten und Kröten zu thun, welche ganz ungenirt über unsere Köpfe hinweghuschten oder krochen, die wir dann aber ruhig gewähren ließen. Es wurden zwar später einige Moustiquaires verabfolgt, die aber nur für die Cadres und die ältesten Soldaten erster Klasse hinreichten, was zur Folge hatte, daß sich die Moskitos in noch größern Schaaren auf diejenigen, welche dieser Schutzvorrichtung entbehrten, stürzten.

Eine so aufgeregte Lebensweise nach vielen mühsam überstandenen Strapazen hatte natürlich auch auf den allgemeinen Gesundheitszustand die nachtheiligsten Einflüsse. Es wurde zwar viel darauf verwendet, um denselben so günstig als möglich zu

gestalten. So wurde die Ernährungsmethode in der Weise abgeändert, daß, um den Appetit zu reizen und dem Körper mehr Säfte zuzuführen, die Speisen Tag für Tag abgewechselt und sorgfältiger zubereitet wurden. Das Trinkwasser wurde durch Thee ersetzt und, wenn der Letztere nicht hinreichte, das Wasser mit Tafia, Essig oder zerschnittenen Mandarinen gemengt, um den Genuß desselben weniger schädlich zu machen. Auch wurden Filtrirvorrichtungen erstellt, um das Wasser so rein als möglich zu erhalten. Trotz allem blieb aber der Appetit so schwach, daß wir das Brod nicht mehr ohne Bananen oder Ananas verzehren konnten und uns die gebratenen Hühner und Enten ohne Salat nicht mehr schmeckten. Aber ungeachtet aller dieser Hülfsmittel füllten sich die Spitäler immer mehr, und die Sterblichkeit unter den Truppen war so groß, daß in Hanoï einzig täglich zehn bis zwölf Todesfälle vorkamen. Das hatte zur Folge, daß der Dienst für die Diensttauglichen immer strenger wurde. In unserer Kompagnie z. B. waren wir während einiger Zeit so weit, daß wir nur noch zwei dienstthuende Korporale waren, welche Tag für Tag mit der Wache und dem innern Dienst abwechselten.

Diese Zustände mußten auch den Piraten nicht unbekannt bleiben, denn auf allen exponirten Plätzen wurden unsere Truppen immer mehr beunruhigt. In Thuyenquan und Hong-Hoi fanden wiederholt nächtliche Ueberfälle statt, so daß die Besatzungen genöthigt waren, sich in die Zitadelle zurückzuziehen und den größten Theil der Nacht an den Umfriedungsmauern zuzubringen. Auch wir bereiteten uns auf unverhoffte Ueberfälle vor, indem sämmtlichen in der Zitadelle liegenden Abtheilungen die von ihnen zu vertheidigenden Plätze bezeichnet und auch während mehreren Nächten bezogen wurden.

Eine aufregende Abwechslung brachte uns in Hanoï die Erschießung unserer Deserteure. Nachdem wir im Frühjahr die über den Sommer zu okkupirenden Plätze bezogen hatten, verbreitete sich unter der Legion das Gerücht, die französischen Ueberläufer würden von den Piraten gut empfangen und zum Instruiren ihrer Truppen verwendet. Diesem Gerüchte wurde Glauben geschenkt und es kamen in der Legion zahlreiche Desertionen vor, welche aber sehr zu Ungunsten der Mißleiteten endigten. Die Piraten, anstatt sie mit offenen Armen zu empfangen, knebelten

sie und marterten sie auf die scheußlichste Art zu Tode. Es kam auch vor, daß die verstümmelten Köpfe solcher Unglücklichen auf Stangen auf Bambusflöße gepflanzt und mit den Uniformstücken den Rothen Fluß herabgeschickt wurden, um von den längs des Flusses aufgestellten französischen Posten gesehen zu werden. Ueber einige dieser Deserteure wurde berichtet, daß sie sich selbst den Tod gegeben hätten, während andere sich den Händen der Piraten zu entziehen wußten und einige sich wieder bei den Franzosen stellten. Das Oberkommando machte jedoch in dieser Sache kurzen Prozeß. Sämmtliche eingebrachte Deserteure wurden nach Hanoï geliefert, daselbst vor das Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Da die Verurtheilten jeweilen von der Mannschaft ihres Korps zu exequiren sind, so fielen auch diese sämmtlichen Exekutionen den zwei in Hanoï stationirten Kompagnien der Legion zu. Sämmtliche in Hanoï befindlichen verfügbaren Truppen mußten jeweilen diesen traurigen Aufführungen beiwohnen. Wir stellten uns auf dem hiezu bestimmten Platze beim Mirador in der Zitadelle hufeisenförmig auf, die eine Seite zum Zwecke der Vollführung der Exekution frei lassend. Nachdem der oder die Delinquenten vor den sämmtlichen Truppen defilirt, wurden sie auf den für sie bezeichneten Platz geführt, vor welchem die zur Exekution kommandirte Abtheilung, aus unserm Cadre bestehend, bereits aufgestellt war. Nachdem der anwesende Priester die ihm obliegenden Funktionen verrichtet, wurden die fernern Kommando durch Zeichen ertheilt und durch eine Salve von zehn Schüssen per Delinquent das Urtheil vollzogen. Nachdem sämmtliche Truppen vor den Leichen defilirt, begaben wir uns wieder in unsere Kantonnemente, während die Ueberreste der Exequirten auf dem allgemeinen Friedhof beigesetzt wurden. Diese obwohl strengen Urtheile wurden von der französischen Mannschaft nicht mißbilligt. Den annamitischen Tirailleurs, von welchen im Laufe des Sommers mehrere Regimenter gebildet worden waren, konnte die Sache nicht begreiflich gemacht werden.

Gegen Anfang September hatten wir die in Bezug auf das Klima für uns ungünstige Zeit hinter uns. Der General Millot war mittlerweile zurückberufen worden und General Brière de l'Isle, welcher sich in bester Uebereinstimmung mit

de Negrier ins Kommando theilte, an seine Stelle getreten. Neue Streitkräfte waren aus Frankreich und Algier angemeldet, welche gegen Ende September in Tonkin ankommen sollten. Die Fortsetzung der Operationen war auf Ende September festgesetzt und ungeduldig erwarteten wir die Befehle zum Aufbruch. Doch für mich sollten diese ausbleiben. In den ersten Tagen des Monats September wurde ich von einer heftigen, sehr schmerzhaften Milzkrankheit befallen, welche bald meine Ueberführung in das Spital nothwendig machte. Noch den gleichen Tag, am 16. September, langte für unsere zwei Kompagnien und einen Theil der übrigen Garnison von Hanoï der Befehl ein, am 18. September nach Tapko zu marschiren, um sich in die zur Einnahme von Langson zu entsendende Kolonne einreihen zu lassen. De Negrier war von Bac-Ninh hergekommen, um die Dislozirung zu leiten, bei welcher Gelegenheit er auch dem Spital von Hanoï einen Besuch abstattete und sämmtliche Säle einer kurzen Inspektion unterwarf. In seiner gegen die Soldaten leutseligen Weise richtete er hin und wieder an einen Kranken, hauptsächlich aber an die von ihm bevorzugten Soldaten der Legion, einige tröstende und ermuthigende Worte. Mich erkannte er sofort als einen „camerade du Sud-Oranais“ und unterhielt sich einige Minuten in sehr herablassender Weise mit mir, was zur Folge hatte, daß ich hernach von den mich behandelnden Aerzten mit noch größerer Aufmerksamkeit als sonst gepflegt wurde.

Es verdient überhaupt hervorgehoben zu werden, daß die Spitalärzte in Tonkin sich mit der größten Aufopferung und Hingebung der Erfüllung ihrer schweren Pflichten widmeten, sowie auch die in den dortigen Spitälern angestellten Krankenschwestern alles Lob verdienen. Meine Krankheit nahm bei der mir zu Theil gewordenen sorgfältigen Pflege einen so günstigen Verlauf, daß ich nach Ausführung zweier äußerst schmerzhaften Operationen bald auf dem schnellsten Wege der Genesung war. Das Gutachten der Aerzte lautete jedoch dahin, daß meine Kräfte mir auf längere Zeit noch nicht erlauben würden, meinen Dienst wieder aufzunehmen, und so verordneten sie meine Rückkehr nach Frankreich, zum Zwecke der vollständigen Genesung. Mittlerweile hatte die Bewegung gegen Langson ihren Anfang genommen

und es hatten auch mehrere Gefechte stattgefunden, in welchen zwar die Piraten und Chinesen jeweilen unterlegen waren, die Franzosen oft aber auch schwere Verluste zu beklagen hatten. Die Spitäler mußten daher Betten für die Verwundeten in Bereitschaft halten, zu welchem Zwecke diejenigen Genesenden, welche voraussichtlich die Ueberfahrt auszuhalten vermochten, mit der nächsten Fahrgelegenheit nach Frankreich verbracht werden sollten. Da die Schiffe, welche den Transport der aus Frankreich und Algier nachgesendeten Verstärkungen bewerkstelligt hatten, noch zu kürzern Fahrten nach Saïgon und Formosa verwendet worden, war bald eines von denselben zur Verfügung gestellt, und so wurde das Spital von Hanoï so weit möglich geräumt.

Am 9. Oktober bestiegen wir ein Kanonenboot, welches am 10. mit uns in Hay-Phuong anlangte, wo wir uns mit andern Konvalescenten-Abtheilungen aus den verschiedenen Spitälern von Tonkin auf dem Transportschiff „Rio Négro" einschifften, um am Morgen des 12. Oktober die Anker zu lichten. Unsere Rückkehr nach Frankreich war nun gesichert, wenn nicht etwa in Singapore noch ein Telegramm zur Umkehr eintreffen würde. Das Schiff nahm jedoch daselbst seine Waarenladung und stach wieder in See, ohne daß das von uns Gefürchtete eingetroffen wäre.

Die Rückreise gestaltete sich bei weitem unangenehmer als die Hinreise. Da die Passagiere aus allen Waffengattungen zusammengewürfelt waren, so war kein Zusammenhang unter denselben. Die Nahrung war geradezu schlecht. Dieselbe bestand ausschließlich aus minderwerthigen Konservelebensmitteln und war für unsere blöden Magen äußerst unzuträglich, so daß das Schiffsspital bald überfüllt war. Obschon wir beständig vom besten Wetter begünstigt waren, erlagen bis nach Suez doch neun Mann ihren Krankheiten und mußten in das nasse, tiefe Grab versenkt werden. Der Detachementschef, ein Hauptmann der Marine-Infanterie, bekümmerte sich sehr wenig um das Wohl seiner Untergebenen und ließ es geschehen, daß die Soldaten für jeden geringfügigen Fehler mit dem Entzug der uns so nothwendigen Weinration, des Besten, was uns zu unserm Lebensunterhalt verabreicht wurde, bestraft wurden. Auf diese Weise

gestaltete sich der Weinverbrauch per Tag auf wenigstens dreißig Liter niedriger, als vertragsgemäß vom Staate vergütet wurde. Die schlechte Nahrungsweise hatte auch hauptsächlich zur Folge, daß die Dysentrie äußerst stark überhandnahm. Auch ich litt im höchsten Grade an derselben und konnte während den letzten Tagen unserer Rückfahrt nichts mehr zu mir nehmen als den Morgenkaffee, ein Stücklein Zwieback und die Weinration. Da alle guten Säfte von mir gegangen, war ich so schwach und abgemagert, daß ich kaum mehr im Stande war, meine von bloßer Haut überzogenen Knochen auf dem Verdeck herumzuschleppen. Mein einziger tröstender Gedanke war noch der, daß, wenn ich die Ueberfahrt nicht zu vollenden im Stande wäre, doch die Fische nicht zu große Freude an mir haben sollten. Doch der Mensch ist zäher, als man gewöhnlich glaubt, und als das Schiff endlich am Morgen des 12. November zwischen den reizenden Ufern der Straße von Messina durchfuhr, jauchzte auch ich wieder frohen Herzens und mit frischem Muth den europäischen Gestaden zu. Zum Schluß hatten wir noch eine stürmische Nacht, während welcher die vor Kälte schlotternden, in Singapore eingekauften kleinen Affen, zum allgemeinen Gaudium der Soldaten, der Seekrankheit verfielen und wie die kleinen Kinder schrieen.

Am Morgen war dann wieder glattes Meer, und ohne Unfall lief der „Rio Négro" unseligen Angedenkens am 10. November in den Hafen von Toulon ein. Da ich Angst vor der Spitalluft hatte und nach dem langen Aufenthalt auf dem Schiff die Bewegung in freier Natur allem andern vorzog, so ließ ich mich mit einem Transport Reconvalescenten auf die Insel Porquerolles, in der Nähe von Toulon, überführen, woselbst sich zur Zeit das Depot für Genesende der Legion befand, allwo ich verblieb bis über das Neujahr 1885. Im Anfang machte mein Gesundheitszustand günstige Fortschritte, jedoch nach Verlauf eines Monats wurde ich wieder so heftig von der Dysentrie befallen, daß der die Konvalescenten behandelnde Arzt nichts mehr mit mir anzufangen wußte und mich Anfangs Januar in das Spital St. Mandrier in Toulon spedirte. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt daselbst war ich wieder ordentlich auf den Beinen und ich hoffte auf baldige voll-

ständige Genesung, als wieder ein Rückfall eintrat. Da die Behandlung aber viel zu wünschen übrig ließ und die in unserm Saale sich befindlichen Legionäre sich mit dem Bedienungspersonal überworfen hatten, verheimlichte ich meinen wahren Gesundheitszustand und verlangte, wieder in das Depot für Genesende verbracht zu werden, zumal ich fürchtete, bei längerm Verweilen im Spital gar nicht mehr aus demselben herauszukommen.

Das Depot war mittlerweile von Porquerolles nach dem in bedeutend milderem Klima gelegenen Antibes, in der Nähe von Nizza, verlegt worden, und so wurde auch ich dorthin befördert, wo ich bis am 26. April verblieb, während welcher Zeit mein Gesundheitszustand sich eher verschlimmert als verbessert hatte. Es waren inzwischen noch mehrere Transporte von auf dem Wege der Genesung befindlichen Kranken und Verwundeten aus Tonkin angekommen und theilweise in Antibes untergebracht worden, von welchen ich dann die nähern Details über die Einnahme von Langson, die gefährliche Verwundung des Generals de Negrier und den unbegreiflichen Rückzug unter dem Kommando des Obersten Herbinger vernahm.

Da meine fünfjährige Dienstzeit schon am 13. April abgelaufen war, hatte ich kein sehnlicheres Verlangen, als nach meiner Heimat zurückzukehren, wohl fühlend, daß ich anderswo nicht mehr genesen würde. Zu diesem Zwecke mußte ich aber die Reise nach Bel-Abbes unternehmen, um daselbst beurlaubt zu werden. Obschon mir der Arzt von meinem Vorhaben abrieth und mir erklärte, ich sei nicht im Stande, die Reise auszuhalten, beharrte ich gleichwohl auf der Ausführung desselben und schiffte mich am 28. April mit einem Detaschement von hundertfünfzig neu Angeworbenen und einigen ältern Soldaten in Marseille ein, um am 30. April in Oran anzulangen. Obschon ich mich kaum zu schleppen vermochte, mußte ich am 1. Mai die Leitung des ganzen Detaschements während der Fahrt nach Bel-Abbes und in die dortige Kaserne übernehmen, woselbst ich mich sofort in die Infirmerie begab. Infolge der zu großen Anstrengung war am zweiten Tage nach meiner Ankunft mein ganzer Körper hoch aufgeschwollen und die Beine versagten jeden Dienst. Ich wurde in das daselbst befindliche Spital getragen, woselbst ich infolge ver-

nünftiger und sorgfältiger Behandlung im Verlaufe eines Monats so weit hergestellt wurde, daß ich mich kräftig genug fühlte, die Reise nach der Schweiz anzutreten.

Wieder in die Kaserne eingerückt, gab ich die vorschriftsgemäß zu visitirenden Militäreffekten ab und hoffte, einen ordentlichen Anzug zur Abreise zu erhalten, sowie mein Guthaben laut dem Dienstbüchlein im Betrage von zirka 60 Fr. beziehen zu können. Aber da lief ich schön an. Obschon mein Büchlein bis auf den Tag meiner Abreise aus Tonkin nachgeführt war, sagte man mir einfach, es sei noch keine Komptabilität aus Tonkin eingelangt, weßhalb von einer Auszahlung keine Rede sein könne. Mit dem Umkleiden ging es mir ähnlich, und anstatt einen ordentlichen Anzug zu erhalten, mußte ich mit meiner total abgeschabten, aus Tonkin zurückgebrachten Uniform abziehen. Um mich unter ordentlichen Menschen zeigen zu dürfen, war ich genöthigt, aus meinen geringen Solderspарnissen von einem Neuangeworbenen seine Zivilkleidung um billigen Preis zu erstehen.

Ich war zu dieser Zeit nicht der Einzige, der, zum Zwecke der Beurlaubung aus Tonkin zurückgekehrt, so niederträchtig behandelt wurde. Erhobene Reklamationen wurden keine berücksichtigt, sondern je nach den Launen des in Bel-Abbes kommandirenden Obersten mit acht oder vierzehn Tagen Arrest bestraft. Hiezu hatte ich aber keine Lust und war noch zu krank, um von Pontius zu Pilatus zu laufen, und so war ich froh, am 9. Juni aus der fünfjährigen Sklaverei scheiden zu können, aus welcher ich nichts davon brachte als kranke, mit einer gelben Haut überzogene Knochen. Das Fleisch und das Fett hatte ich der Nation de la gloire geopfert.

Meine Reisekarte lautete nur bis nach Marseille, woselbst mir eine neue, bis nach einem von mir zu bestimmenden Orte in Frankreich oder an dessen Grenze, ausgestellt werden sollte. Da mich die Franzosen um das von mir auf meinem Dienstbüchlein ersparte Reisegeld verkürzt hatten, so mußte ich anderes zu erhalten suchen. Ich ließ daher meine Reisekarte an die belgische Grenze ausstellen, für welche Strecke mir dann auch die Reisevergütung ohne Anstoß ausbezahlt wurde. Da der das Detaschement auf den Bahnhof begleitende Unteroffizier mit mir

im gleichen Grade stand, hatte ich nicht auf denselben zu achten und löste mein Eisenbahnbillet selbst, aber nur nach Lyon, woselbst ich mich noch acht Tage im Militärspital ausruhte, von wo ich dann vorzog, anstatt nach der belgischen Grenze, über Belle-Garde in meine Heimath zu reisen, wo ich endlich am 20. Juni 1885 ankam und bei einem Freunde, den ich von Antibes aus über meine Rückkehr verständigt hatte, in großmüthiger Weise Arbeit fand und in verhältnißmäßig kurzer Zeit wieder meine volle Gesundheit erlangte.

Wer sich darnach sehnt, fünf lange Jahre unter den größten Mühsalen in förmlicher Knechtschaft zu verbringen, der lasse sich sofort in die französische Fremdenlegion anwerben.





Die Schweizerköchin.

Neues Kochbuch für Stadt und Land mit besonderer Berücksichtigung der Bernerküche. Enthaltend 1700 Kochrezepte; herausgegeben von Jenny Lina Ebert. Siebente Auflage. 480 Seiten 8°. Preis gebunden 4 Fr.

Bern, Verlag von Rud. Jenni's Buchhandlung (H. Koehler).

Wir haben das vorliegende Kochbuch einigen Frauen zur Durchsicht und Beurtheilung übergeben; ihre Meinung geht einmüthig dahin, daß es sowohl wegen seiner praktischen Anordnung und Durchführung, als auch hinsichtlich der richtigen Anpassung an unsere schweizerischen Verhältnisse in Haus und Küche sehr zu empfehlen sei. Man erhält bei der Durchsicht des Buches sofort das Gefühl, daß die Rezepte oft und oft probirt und von praktischen Hausfrauen zusammengetragen sind, wofür die einfache, verständliche und von Fremdwörtern freie Schreibweise Zeugniß gibt. Jedes Gebiet der Kochkunst ist mit einer reichen Anzahl Rezepte vertreten; jeder Gaumen, der nicht ein ausgemachter Lecker ist, wird damit befriedigt werden können. Wer also nicht weiß, was er seiner Frau, Braut, Geliebten, Schwester oder Tochter schenken soll, dem ist hier leicht zu rathen: Die Schweizerköchin wird überall willkommen sein. (Basl. Nachr. 1885, Nr. 313.)


Die schweizerische

Haftpflicht-Gesetzgebung

mit besonderer Rücksicht auf das Gesetz v. 26. April 1887.

Systematisch dargestellt

von

Prof. A. Zeerleder.

Preis Fr. 3. 60.

Unentbehrlich für Juristen und Industrielle.

— Verlag von Rud. Jenni's Buchhandlung (H. Koehler) in Bern. —

— Verlag von Rud. Jenni's Buchhandlung (H. Koehler) in Bern. —

Die Lungenschwindsucht.

Ihr Wesen und sichere Heilbarkeit, für Hülfsbedürftige aller gebildeten Stände, gemeinfaßlich dargestellt von **J. H. Wylimann**, Doktor der Medizin und Chirurgie. Preis 2 Franken.

Der lustige Fink.

Eine Auswahl komischer Gedichte zum Vortragen in geselligen Kreisen.

Erstes Bändchen.

25 Gedichte in schweizerischer Mundart und 25 Gedichte in hochdeutscher Sprache. Preis Fr. 1.

Für den Weihnachts- und Familientisch.

*** An den langen Winterabenden erholt sich die Jugend und mit ihr vergnügen sich auch gerne die Erwachsenen nach gethaner Arbeit durch ein passendes Spiel. Was wollen wir spielen? so frägt man sich; allein nicht immer weiß man was. Nun ist bei R. Jenni's Buchhandlung (H. Koehler) in Bern in neuer Auflage ein Spiel erschienen, das die vollste Beachtung verdient.

Abenteuer auf einer Reise durch die Schweiz.

Ein Würfel- und Pfänderspiel

nennt es sich. Es ist ein großes lithographirtes Tableau mit 60 Abbildungen, welche naturgetreue Ansichten von Schweizerstädten, Naturschönheiten 2c. darstellen und allerliebst ausgeführt sind. Auch die „Abenteuer auf der Reise durch die Schweiz" bieten in Knittelversen in humoristischer Weise die nöthige Erklärung und die letzte Seite des Textes dient als Wegweiser beim Würfel- und Pfänderspiele. Die Bildchen veranlassen die wißbegierige Jugend zu mancherlei Fragen an die Erwachsenen, und reizen diese wie jene durch ihre wirklich schöne Ausstattung. Wir wünschen den „Abenteuer" freundliche Aufnahme und dürfen sie bestens als Weihnachtsgeschenk empfehlen. Preis Fr. 1. 50, auf Leinwand aufgezogen Fr. 2.—. Durch alle Buch- und Spielwaarenhandlungen zu haben. H. H.

— Verlag von Rud. Jenni's Buchhandlung (H. Koehler) in Bern. —

Deklamatorium für Scherz und Ernst.

1. Heft.

Der astronomische Schuster.

Solo-Scene mit Gesang nach Nestroy's Lumpaci Vagabundus von Jäger und Schätzler, mit Klavierbegleitung.

Preis: 40 Cts.

2. Heft.

Von Plumperwitz.

Solo-Scene mit Gesang von G. Schätzler.

Preis: 40 Cts.

3. Heft.

Die G'schicht vom Wilhälm Täll.

(Wie se ne Bärner Schulmeister sine Buebe verzellt het)

und

Geßler's Tod.

(Basler Dialekt).

Preis: 30 Centimes.

4. Heft.

Der lustige Schneidergesell.

Solo-Scene mit Gesang;

und

Ein gebildeter Hausknecht.

Komische Scene, arrangirt von R. Jaeger.

Preis: 40 Cts.

5. Heft.

Ein rauhes Herz.

Erzählung des alten Mastwächters Jean Goëllo.
Nach François Coppée: „Le Naufragé".

Das Strandgut.

Nach François Coppée: „L'Epave".

Der Krämer.

Nach François Coppée: „Le Mercier".

6. Heft.

Der Pechvogel.

Komische Solo-Scene für einen Herrn.

Preis: 40 Cts.

— Verlag von Rud. Jenni's Buchhandlung (H. Koehler) in Bern. —